CARL COLBERT

DER BÖRSENSCHWINDEL DES JOHN LAW

*

CARL COLBERT

Der Börsenschwindel des John Law

J O H N   L A W

Der Börsenschwindel des John Law

Ein Beitrag zur Revolutions- und Sittengeschichte

von

CARL COLBERT

Mit 24 Bildern nach Vorlagen der Zeit

DMV

DREI MASKEN VERLAG / MÜNCHEN

1. und 2. Tausend Juli 1927
3. und 4. Tausend August 1927

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig

Alles ist verloren, wenn der einträgliche Beruf des Finanzmannes auch noch ein geachteter wird.

Montesquieu

Inhaltsverzeichnis

Abbildungen

Seite

Zu dem Bilde Ludwig's XV. in der Dresdener Galerie

Auf dem herrlichen Rokokorahmen des Bildes klebte vor kurzem oder klebt vielleicht noch ein Zettel „Louis XV. als Dauphin". Dieser Zettel enthält einen schweren Irrtum. Als Rosalba Carriera dieses Bild malte, war Ludwig XV. zehn Jahre alt und seit fünf Jahren König von Frankreich.

Die bedeutende Künstlerin, Meisterin des farbigen Stifts, der dem Rokoko so trefflich entsprach, war von ihrem Pariser Freunde, dem reichen kunstfreundlichen Geldmanne Crozat, wiederholt aufgefordert worden, nach Paris zu kommen. Er stellte ihr dort einen fürstlichen Empfang und Aufträge in Hülle und Fülle in Aussicht. Früheren Einladungen hatte die Vielbeschäftigte nicht entsprechen können. Anders war es im Jahre 1720. Law hatte das Palais Mazarin-Nevers für seine Bank gekauft und wollte den neuen Bankpalast ausschmücken lassen. Er suchte einen wirklichen Künstler, wodurch er sich von der Mehrzahl seiner Nachfolger in unserer Zeit zu seinem Vorteil unterschied. Seine Wahl fiel auf den in London lebenden italienischen Maler Antonio Pellegrini.

Pellegrini war der Schwager der Rosalba, deren Schwester er zur Frau hatte. Crozat benützte dies zu einer besonders dringenden Wiederholung seiner Einladung, und dieses Mal nahm die Künstlerin an. Ihr Aufenthalt in Paris war ein unausgesetzter Triumphzug. Sie lernte alle großen Künstler kennen; wahre, innige Freundschaft verband sie mit dem größten, mit Watteau, den sie malte und dem sie auch ein Miniaturbild schenkte. Die Vornehmen und Reichen drängten sich um die Gunst, von ihr gemalt zu werden, so daß sie nicht nur Lorbeeren, sondern auch viel Geld erntete. Bei diesem Aufenthalte, 1719 oder Anfang 1720, malte sie auch den jungen König, ein Bild, das, wie übrigens königliche Bilder immer, bei Hof und Gesellschaft am besten gefiel.

Wie das Bild nach Dresden kam, konnte ich nicht feststellen. Ich vermute, daß die Künstlerin Wiederholungen des Bildes für besonders königstreue Kunstfreunde angefertigt habe, wovon eines das in Dresden befindliche ist.

Nicht uninteressant ist es, daß Pellegrini zwar seinen Auftrag zur vollen Zufriedenheit Laws und des Verwaltungsrates der Bank ausführte, die vereinbarte, redlich verdiente Bezahlung aber nicht erhielt. Der Zusammenbruch der Bank kam dazwischen, ganz wie in manchen Fällen zweihundert Jahre später.

LUDWIG XV

Einleitung

Geschichte kann eine Aneinanderreihung von Berichten über Schlachten, Thronbesteigungen und andere mehr oder weniger belangreiche Geschehnisse sein; sie kann aber auch eine Wissenschaft sein, die, wie jede andere, aus dem Geschehenen auf das künftighin zu Erwartende schließen läßt.

Solche Schlüsse gestattet der jetzt wohl schon allgemein anerkannte Grundsatz, daß die Umstände das Sein der Menschen bestimmen, folglich gleiche Umstände das gleiche Sein; oder, genauer gesagt, da sich die Umstände unmöglich ganz gleich wiederholen können: Ähnliche Umstände bestimmen ein ähnliches Sein. Wenn wir also die Umstände, unter denen sich eine Revolution vorbereitet hat, so genau wie nur irgend möglich kennen,

und wenn wir finden sollten, daß die Verhältnisse, in denen wir leben, den damaligen ähnlich seien, so werden wir die geringere oder größere Wahrscheinlichkeit oder die Gewißheit beurteilen können, daß sich eine ähnliche Revolution vorbereite.

Die vorliegende Arbeit ist ein Beitrag zur Bildung eines solchen Urteils.

Während der jahrhundertelangen Vorbereitung der großen Revolution, in der das industrielle und handeltreibende Bürgertum Frankreichs den Sieg seiner Klasse in der ganzen Kulturwelt erkämpfte; in dem gewaltigen Ringen zwischen dem unumschränkten Königtum und dem Schmarotzeradel einerseits und dem Bürgertum andererseits nimmt die Zeit der Minderjährigkeit des fünfzehnten Ludwig eine eigene Stellung ein; der demokratisierende Börsenschwindel tritt als neuer Umstand auf den Plan. Durch die Leichtigkeit, ohne Arbeit Geld zu gewinnen, bewog er den hohen Adel, den völligen Müßiggang am Hofe mit dem bewegteren und größeren Anteil versprechenden Börsenleben zu vertauschen. Der königliche

Erlaß, der dem Adel erlaubte, an Geschäften teilzunehmen, ohne die Standesvorrechte einzubüßen, war deshalb einer der ersten und wirksamsten Schritte zur Revolution. Am grünen Tische des Verwaltungsrates fanden sich das erstemal die vornehmsten Geschlechter Frankreichs mit Börsenspielern und Emporkömmlingen dunkelster Art zusammen; in der Rue Quincampoix veruneinigte, aber verband sie auch gleichzeitig das Spiel auf Fallen und Steigen der Kurse. Der König selbst wurde in das gierige Treiben gezogen. Als der weitere königliche Erlaß erschien, der Aktien zu fünfhundert Livres anordnete, damit allen Untertanen die Beteiligung möglich werde — schon Louis Blanc sagt, daß eine ganze Revolution in diesen Worten liegt — als man dann den königlichen Knaben in die Börsengasse führte, damit sein Erscheinen das stockende Kurstreiben wieder anrege; als endlich der Regent die Generalversammlung leitete, in der eine betrügerische Dividende versprochen wurde: bei diesen und anderen Anlässen wurde die Gleichheit vor dem Börsentreiben, die De-

mokratie des Geldmachens um jeden Preis geschaffen.

Aber die hochadeligen und die großbürgerlichen Halsabschneider blieben nicht unbeachtet unter sich. Das niedrige Volk sah ihr Treiben, erkannte die gleichmachende Kraft der Beutegier, die die bisher so sorgsam gehüteten Unterschiede des Ranges und der Vorrechte aufhob. Es beobachtete die vornehmen Herren und Damen, die hohen Geistlichen und Richter, die Gelehrten und Dichter auf der Jagd nach dem Gelde. Zum ersten Male wurde ihm deutlich vor Augen geführt, daß es Umstände gibt, wo der Halbgott vom Hof ein ganz gewöhnlicher Mensch wird, der sich heute vor einem Bankherrn so tief bückt wie gestern vor dem allmächtigen Sonnenkönige. So gewöhnte sich das Volk den blinden Respekt vor seinen Herren ab; es lernte den Abstand messen, der es von ihnen getrennt hatte. Das revolutionäre Gefühl, dunkel vom Hasse geweckt, erstarkte und klärte sich durch die Verachtung.

Die vorliegende Arbeit soll zunächst das Ent-

stehen dieser Gleichheit vor den Gesetzen des Börsenbetruges und das Erwachen und Erstarken des revolutionären Sinnes darlegen. Dann aber — und das ist ihre eigentliche Aufgabe — soll sie dem Leser die Ähnlichkeit der Zustände von 1720 und von heute zeigen, damit er in die Lage komme, sich die Schicksalsfrage zu beantworten, ob diese Ähnlichkeit nicht mit zwingender Folgerichtigkeit einen ähnlichen Abschluß ankündige: der Finanzbetrug des Adels von damals bereitete die Revolution vor, durch die sich das Bürgertum zur Herrschaft erhob; muß nicht der Finanzbetrug des Großbürgertums von heute, wenn die Geschichte halbwegs folgerichtig ist, die Revolution vorbereiten, die das arbeitende Volk zur Herrschaft erheben wird? Jeder fühlt, daß es so kommen muß, die einen mit dem erbitterten letzten Widerstreben der Verzweiflung, die anderen mit der überzeugtesten Zuversicht. Es kann diese Zuversicht nur steigern, wenn sie sehen, daß alles, was sie an Ausbeutung, Gewalt, aufreizendem Übermut erdulden müssen, fast genau ebenso schon da war, aber auch, zu welchem Ende es geführt hat.

Daß unter diesen Beweisen viele sehr unterhaltend sind, wird den Wert der Arbeit nicht verringern. Das Lachen ist eine gute Waffe, und die Mächtigen verspotten, ist schon eine kleine Revolution. Als das Volk über die vornehmen Damen lachte, die dem großen Law in das heimliche Gemach folgten, um dort einen glückbringenden Börsenwink zu ergattern, hatten diese Damen auch schon aufgehört, vornehm zu sein. Und wenn wir die Geldherrscher in ihrer dummprotzigen Emporkömmlingschaft verhöhnen, beschleunigen wir das Ende ihrer Herrschaft. Die Tyrannen früherer Zeiten wußten, weshalb sie vor allem die Spötter verfolgten: das Lachen tötet.

Manchesmal sind die Ähnlichkeiten so überraschend, daß man sie für unwahrscheinlich halten mag. Ich will deshalb nicht unterlassen, ausdrücklich festzustellen, daß ich mir zur strengsten Pflicht gemacht habe, nichts zu erzählen, das nicht durch die Berichte verläßlicher Zeitgenossen oder durch die Quellenforschung ernster Gelehrter bewiesen ist. Nur so kann aus der Ähnlichkeit der Umstände auf die

Ähnlichkeit der Folgen geschlossen werden; so aber mit einiger Sicherheit.

Somit übergebe ich die kleine Arbeit der nach erweitertem Wissen strebenden Arbeiterschaft und allen, die aus der Geschichte zu lernen imstande sind.

Wien, im März 1927

„Der König ist tot, es lebe der König!“

Am 1. September 1715 starb Ludwig XIV., von Schmeichlern und Feinden einst der Sonnengott genannt, das vielbewunderte Beispiel für Herrscher groß und klein. Einsam und von keinem Menschen betrauert, endete der Mann, der zweiundsiebzig Jahre lang über Frankreich geherrscht hatte. Seine Gattin Mme. de Maintenon hatte sich aus Furcht vor kommenden Unruhen nach der von ihr gestifteten Erziehungsanstalt für Mädchen des Adels Saint Cyr begeben. Sein Nachfolger war ein kaum fünfjähriger Knabe. Wer Regent wurde, war für Jahre der wirkliche Beherrscher Frankreichs. Philipp von Orleans war dazu durch das Gesetz der Erbfolge berufen, als Neffe des verstorbenen Königs der nächste zum Throne; ihm sollte, angeblich beratend, in Wirklich-

keit einschränkend und beaufsichtigend, der Herzog von Maine, unehelicher Sohn des Sterbenden, zur Seite stehen. So bestimmte es der letzte Wille Ludwigs XIV. Beide bereiteten den Kampf vor; wie hätten sie Zeit gehabt, sich um den Sterbenden zu kümmern? Die Höflinge wandten sich — wann hätten es jemals Höflinge anders getan? — den neuen Herren zu. Ein paar Kammerdiener beteten am Sterbebette des Greises, der einst der mächtigste Monarch gewesen war und den schon Zeitgenossen das freche aber zutreffende Wort hatten sagen lassen können: „Der Staat bin Ich!"

Es war Sitte in Frankreich, daß das Herz der Könige — der Muskel, den man so nennt — in der Kirche St. Denis aufbewahrt wurde, die übrigen Teile des Allerhöchsten Leichnams in der Gruft zu Saint Cloud. Man weiß ja aus der Kapuzinerkirche auf dem Neuen Markt in Wien, daß Könige und Kaiser wie im Leben so auch im Tode, dem Pöbel fern, unter sich bleiben. Das Gefäß mit dem Herzen wurde von sechs Vätern der Gesellschaft Jesu in einem Miet-

wagen nach St. Denis gebracht. Sie allein blieben ihm treu, der so viel für sie getan hatte.

Die Fahrt des königlichen Leichnams nach Saint Cloud war ein Volksfest mit Buschenschenken, Musik und Tanz die lange Straße entlang, und statt des „Vive le roi!“, das dem Lebenden erschollen war, grüßten den Toten Spottlieder des Volkes, das er früher mit Ruhm gefüttert und jetzt im Elend zurückgelassen hatte.

Noch aber war der hohe Herrscher nicht beigesetzt, und schon war alles, was er angeordnet hatte, um die Allmacht seines Willens über den Tod hinausreichen zu machen, mißachtet und vernichtet. Vergebens hatte er letztwillig den Herzog von Orleans beiseite geschoben und alle Macht im Staate des fünfjährigen Alleinherrschers seinem unehelichen Sohne, dem Herzog von Maine, übertragen. Mit dem letzten Hauch aus der Brust des Achtzigjährigen entschwand auch die letzte Kraft seines Herrscherwillens. Er starb am 1. September 1715. Obwohl sein Letzter Wille den Höflingen bekannt war, erkannten sie doch mit der feinen

Witterung ihrer Schmarotzerkaste, daß die Zukunft nicht dem toten Könige von gestern, sondern dem kräftig zugreifenden Regenten von morgen gehöre. Von einem Balkon des Schlosses verkündete ein Hofbeamter dem Volke: Le roi est mort! Der König ist tot! Zum Zeichen der Trauer trug er eine schwarze Feder am Hute. Dann zog er sich für einen Augenblick zurück, gerade so lange, um die schwarze Feder gegen eine weiße zu vertauschen. Als er wieder auf dem Balkon erschien, rief er: „Vive le roi!“ Es lebe der König! und Jubel begrüßte das fünfjährige Kind als König.

Nicht länger als die Trauer der Untertanen — von einer Feder auf dem Hute zur andern — währte die der Großen. Kaum hatte der Mann, der ihnen Frankreich geopfert hatte, den letzten Seufzer des Todeskampfes ausgestoßen, und schon eilten alle Großen des Königreichs in das Zimmer des Herzogs von Orleans und begrüßten ihn mit dem Namen Regent.

Philipp von Orleans war zwar fest entschlossen, sich nicht einen Deut um den letzten

Willen des Toten zu kümmern, sondern gegen diesen klar ausgesprochenen Willen die Macht zu ergreifen, die soviel des Angenehmen bot — diensteifrige junge Männer, alle Weiber des hohen Adels, ein ganzes Volk zu seinen Füßen und die ganzen Einkünfte des Staates zu seiner Verfügung; aber er war zu klug, um sich zum Regenten von der Höflinge Gnaden machen zu lassen. Er befahl, das Parlament, den obersten Gerichtshof, zu versammeln und führte die Schar der ämter- und geldhungrigen Großen zu dem kleinen Kinde, dem jetzt Frankreich gehörte. Ihm zu huldigen, war ihre Sache.

Vergebens hatte sich Ludwig XIV. bemüht, sein Testament in der dicksten Mauer des Schlosses unter dreifachem Verschlusse sicher aufzubewahren. Vergebens hatte er durch Verleihung des Oberbefehls an den Herzog von Maine, durch Einsetzung eines Staatsrates und andere Maßregeln den gehaßten und gefürchteten Neffen ausgeschlossen; nur der Anschein der Teilnahme an der Regentschaft hätte ihm bleiben sollen, offenbar damit er genötigt werde, zwischen dem Anscheine der Macht

und der offenen Empörung gegen den letzten Willen des großen Königs zu wählen. Nichts halfen alle diese Vorsichten, nichts die Eide, die den hohen Offizieren, den Staatsmännern, den Juristen des Parlaments abgenommen worden waren. Unbeachtet, als wäre es ein Fetzen Papier, blieb das Testament, und während der königliche Leichnam geringschätzig zu Grabe gebracht wurde, ergriff unter dem Jubel der Höflinge Philipp von Orleans die Macht. Kein Mensch kümmerte sich um den Bastard, dem der königliche Vater die Herrschaft zugedacht hatte. So wurde, wie Lemontey in treffendem Bilde sagt, das Testament Ludwigs XIV. mit weniger Förmlichkeit vernichtet, als man gebraucht haben würde, um einen Pachtvertrag über ein paar Morgen Acker aufzuheben.

Das Ganze vollzog sich innerhalb der Mauern des Schlosses von Versailles. Dem Volke war es gleichgültig, wer über sein Schicksal zu entscheiden berufen wurde. Es wußte, daß Besseres ihm in keinem Falle bevorstünde. Der Wechsel der Dinge bereitete sich noch unerkennbar, noch unter der Oberfläche von höfi-

scher Pracht und Allmacht vor. Noch mußte der Boden für die große Umwälzung mit Schweiß und Tränen und Blut des Volkes, mit Ausschweifungen und Verbrechen der Großen gedüngt werden. Noch mußte das Kind, das Frankreich geerbt hatte, ein Mann werden, der das grauenhaft prophetische Wort sprach: Nach mir die Sintflut! — Sie kam. Es war eine Sintflut von Menschenblut.

Vorläufig war der künftige Zuhälter auf dem mächtigsten Throne der Erde ein noch nicht ganz fünfjähriges hübsches Kind, das mit blonden Locken und blauen Augen die Herzen der Franzosen gewann. Wie leicht hatten es doch die Könige früherer Zeiten! Hatte ihnen ein geschickter Erzieher die Kunst beigebracht, artig den Hut zu lüften, und war diese hübsche erfolgsichere Gebärde durch blonde oder braune Locken und rote Kinderwangen unterstützt, so waren alle Opfer und Leiden der Herrschaft, die man einscharrte, vergessen und man jubelte der beginnenden so hoffnungssicher zu, als hätte man niemals erfahren, daß jeder König anfangs hübsch und jung und blond

oder braun gewesen war und mit dem Federhut huldvoll zu grüßen gelernt hatte. „Le fonds des rois de France est la bêtise des français“, die Dummheit der Franzosen ist das Betriebskapital der Könige von Frankreich, dieses geistreich trostlose Sprichwort gilt für alle Völker der Erde.

In Frankreich war es allerdings besonders trostlos, weil die Dummheit in bezug auf das Verhältnis zu den Königen in so argem Mißverhältnis zum Geiste des Volkes sonst stand. Das Parlament war zu gleicher Zeit der oberste Gerichtshof und die Behörde, deren Zustimmung erforderlich war, damit die Gesetze der unumschränkten Herrschaft rechtskräftig wurden; sein Vorsitzender war nicht immer der geachtetste, aber immer der höchstgestellte Beamte des Staates. Was soll man dazu sagen, daß dieser Mann vor dem fünfjährigen Königlein niederkniete und in einer Haltung, die viele Völker nicht einmal ihrem Gotte zugestehen, seine Begrüßungsrede hielt?

Ein Zwischenfall ist bezeichnend. Zwischen den Herzogen und Pairs einerseits und den

Mitgliedern des Parlaments andererseits gab es seit einiger Zeit Streit. Die Mitglieder des Parlaments verlangten, daß bei ihrem Eintritt in den Gerichtssaal die Herzoge und Pairs durch Lüftung der Kopfbedeckung grüßten, als wären sie ganz gewöhnliche Staubgeborene. Man nannte das die Frage der Mützen und in dieser Zeit, wo die läppischsten Kleinigkeiten Staatsangelegenheiten wurden, zweifellos weil es für die ganze Gesellschaft keine wirklichen Staatsangelegenheiten gab, drohte diese Fragen der Mützen zu ernsten Zwiespälten zu führen.

Philipp von Orleans stand hoch über diesen Dingen, teils weil er zu klug, teils weil er zu frivol war, sie ernst zu nehmen. Der Herzog von Saint-Simon war, wie man weiß, der ergebenste Freund des Herzogs von Orleans und der Führer seiner Anhänger. In dem Augenblick, wo Orleans daran ging, die Frage der Regentschaft durch die Erklärung, daß er sie übernehme, zu lösen, also den letzten Willen Ludwigs XIV. umzustoßen, den Herzog von Maine um alle Hoffnungen zu bringen und die An-

LUDWIG XIV

FRAU VON MAINTENON

hänger dieses Schwächlings aufs äußerste zu reizen, erhob sich der Herzog von Saint-Simon und forderte Seine Hoheit auf, das Versprechen zu halten, das er ihm in der Frage der Mützen gegeben hatte und das selbstverständlich dahin gegangen war, daß die Herzoge recht behalten sollten. Diesem engstirnigen großen Herrn ging die Regelung der Frage des Grußes vor der der Monarchie. Orleans bat ihn, die Sache zu vertagen, aber Saint-Simon gab ungeachtet seiner Freundschaft nicht nach, er protestierte, er kündigte an, daß er, der Herzog, ihm versprochen habe, der Anmaßung der Präsidenten ein Ende zu machen.

Die erste große Sorge des Regenten war die Geldlage des Staates. Sie war verzweifelt. Finanzminister war der gewalttätige, aber rechtschaffene Desmarest, der vielleicht unter anderen Umständen die Finanzen in Ordnung gebracht haben würde. Von Ludwig XIV. im Augenblicke der größten Bedrängnis berufen, hatte er das Amt mit folgenden Worten des Königs erhalten. Ludwig setzte ihm die ver-

zweifelte Lage des Schatzes auseinander und fügte hinzu: „Ich werden Ihnen sehr dankbar sein, mein Herr, wenn Sie irgendeine Hilfe finden, und durchaus nicht überrascht, wenn sich die Lage anhaltend verschlimmerte!"

Bis zum Tode des Königs hatte Desmarest mit aller Kraft gekämpft. Dann ging es nicht mehr. Kein Mensch wollte mehr borgen, und die Großen, wütend, daß sie kein Geld bekommen konnten, nötigten den Regenten, den Minister wegzuschieben, der so verwegen war, den hohen Herren zuzumuten, daß sie der allgemeinen Notlage ein Zugeständnis machen sollten. Man ging so weit, ihn unlauteren Gebarens zu verdächtigen. Diesem Vorwurf verdankt Frankreich den ersten Rechenschaftsbericht über die Geldlage. Desmarest legte ihn dem Regenten vor, um sich zu rechtfertigen. Es soll eine klare, offene Darstellung der Lage gewesen sein. Zum erstenmal erfuhr das französische Volk die erschreckende Größe des Abgangs und der Staatsschulden. An diesem Tage ward das Recht des Volkes, zu wissen, wieviel es zu zahlen habe — dieses beschei-

denste Recht — nicht gesetzlich, aber tatsächlich anerkannt. Der Minister war gerechtfertigt; aber es blieb bei seinem Rücktritte. Er war den Hofleuten zu unbequem, wie fünf Jahrzehnte später Turgot. Ein paar ehrliche unbequeme Finanzminister inmitten der Menge, die am Volke erpreßten, um für sich und den Hof Beute machen zu können, bezeichnen den Weg zur großen Revolution.

Das erste Visa

Der Herzog von Noailles faßte den Gedanken einer Gerichtskammer. „Die Rechtschaffenheit ist verhältnismäßig," sagte er. „Der anständigste unter diesen Finanziers hat schließlich nur den guten Ruf, den diese Art Leute haben können." Der Erlaß von 1625, der die Bildung einer Rechtskammer alle zehn Jahre anordnete, wurde den erschreckten Geschäftsleuten — heute würde man mit einem Worte, das der alten Sache eine neue Bezeichnung gibt, Schieber sagen — in Erinnerung gerufen. Diese Inquisition, die von Zeit zu Zeit durch das Unglück und die Not ins Leben gerufen wurde, hat den Zorn und die Entrüstung fast aller Geschichtsschreiber erregt. Sie waren Geschichtsschreiber der Besitzenden, des Geburts- und des Geldadels, der Mächte, die über

die Einnahmen des Staates verfügen. Einnahmen, die ganz andere, die die werktätigen Menschen herbeizuschaffen hatten. Wir denken heute anders über diese Dinge. Wir wissen wohl, daß es zweckmäßiger ist, dem Raube vorzubeugen, erblicken aber nichts Aufreizendes darin, wenn seine Folgen, da er nicht verhindert wurde, wenigstens zum Teil wieder ausgeglichen werden. Deshalb geben wir den königlichen Erlaß ohne Erregung des Gemütes wieder. „Wir bewilligen," sagte der König — der König von sechs Jahren, also in Wirklichkeit der Herzog von Noailles unter Zustimmung des Regenten — „wir bewilligen die Gerechtigkeit, die von unseren Völkern für die Finanz und Geschäftsleute und ihre Angestellten verlangt wird, die durch ihre Ausbeutungen unsere Völker gezwungen haben, viel über die Summen zu bezahlen, die die Not der Zeiten von ihnen zu verlangen gezwungen hatte ... Gegen eine Sorte Leute (espèce des gens), früher unbekannt, die ungeheuren Wucher geübt haben, indem sie mit Anweisungen auf die königlichen Kassen, Staatsbillets und Ver-

schreibungen der Steuerämter Wucher trieben. Die riesigen und plötzlichen Vermögen derer, die sich auf diesen verbrecherischen Wegen bereichert haben, die Ausschreitungen ihres Luxus und ihrer Verschwendung, die das Elend der Mehrzahl unserer niederen Untertanen zu beschimpfen scheinen, sind schon im voraus ein offenkundiger Beweis ihrer Unterschlagungen... Die Reichtümer, die sie besitzen, sind Plünderung unserer Provinzen, das Vermögen unserer Völker und des Staates... Die zu unserem Vorteil angeordneten Zurückgaben werden einzig und allein dazu dienen, die erlaubten Schulden unseres Königreiches zu begleichen und uns instandsetzen, viele neue Auflagen zu unterdrücken."

Die hohen Beamten und die Richter sollten in den ihnen unterstehenden Städten und allen Marktflecken kundmachen, daß alle Personen, welchen Ranges und Standes sie seien, wenn sie Klagen oder Anzeigen zu machen hätten, in voller Freiheit vor die Rechtskammer kommen könnten. Es wurde ihnen aller Schutz der Behörden zugesagt und jedermann bei

Todesstrafe verboten, sie auf irgendeine Weise einzuschüchtern; der fünfte Teil der auferlegten Strafen wurde dem Anzeiger gegeben, der zehnte Teil verborgener Wertpapiere, die sie entdecken halfen, wurde ihnen zugesichert, und damit nichts sie zurückhalte, verkündete eine Kundmachung vom 1. April 1716, daß alle Personen, die Anzeigen machen wollten, sogar die Lakaien und anderen Dienstboten der Leute, die der Rechtskammer verantwortlich seien, berechtigt sein sollten, ihre Anzeigen unter ihrem Namen, wenn es ihnen gut dünkte, oder unter einem anderen zu machen.

Liest man nun das Verzeichnis der Leute, auf die sich die Nachforschungen zu erstrecken hatten, so findet man manches, das an die plötzlich Reichen der jüngsten Zeit erinnert. Es waren außer den Finanzbeamten, Schatzmeistern, die Lieferanten, Unterlieferanten und Geschäftsleute, ihre Kompagnons, ihre Einnehmer, Kassierer, Hauptangestellte und andere, die beschäftigt waren und gearbeitet hatten bei der Verwaltung und beim Eintreiben unserer (des Königs) Rechten und

des Geldes unserer Einkünfte. Für die Lieferung von Lebensmitteln an die Truppen und Spitäler, Etappen, an die Artillerie Kriegsbedarf und Verpflegung der Städte, Landarmeen und der Marine und gegen jede andere Person, welchen Berufes und Standes sie sein möge, aus Gründen der Unterschlagungen, Veruntreuung öffentlicher Gelder, Erpressungen und anderer Mißbräuche . . . Durch falsche Namen, Bestechung, Geschenke, Darlehen, Käufe, angebliche Verluste, Zuschlagung zu ungenügendem Preise, doppelte Quittungen, falsche Rechnungen, Empfangsbestätigungen, unerlaubte Gewinne und wucherische Geschäfte zum Schaden und aus Anlaß der königlichen Finanzen, sei es durch Verschleuderung von Papieren, die einen Kurs hatten und im allgemeinen wegen aller Verbrechen, Vergehen und Mißbräuche, die zum Schaden unserer Finanzen seit dem 1. Januar 1689 begangen wurden.

Der Schreck verbreitete sich im Königreiche. Niemand wußte, auf welche Art er einem Gesetz entschlüpfen sollte — wie man sieht,

fanden es auch schon Geschichtsschreiber früherer Zeiten ganz selbstverständlich, daß man solchen Gesetzen entschlüpfen sollte —, das mit wachsenden Geldbußen, aber auch mit körperlichen Strafen alle Zeugen strafen sollte, die sich nicht den Befehlen des Gerichtes unterwarfen! Und ähnliches mehr. Wie, man sollte nicht zittern, wenn es den Untertanen, die Staatspapiere gekauft oder verkauft hatten, befohlen war, eine so genaue Aufstellung ihrer Vermögensbestandteile zu liefern, daß eine Auslassung lebenslängliche Verurteilung zur Galeere und die Beschlagnahme des ganzen Vermögens nach sich ziehen konnte! Die Mehrzahl der Finanzleute zog es vor, den Kopf zu behalten und ihre Familien zu retten und legten die Vermögenserklärung vor. Sie wollten von der Gnade Gebrauch machen, die ihnen das Gesetz zusicherte und deshalb selbst die Grundlagen für die Bemessung der Vermögensabgabe liefern.

Zwischenfälle kamen vor, die noch hundert Jahre später gutgesinnte Schriftsteller schaudern machten. Einer der reichsten unter den

an Kriegs- und Friedenslieferungen Reichgewordenen, der Finanzier Bourvalais, bewies, daß nach den mit ihm abgeschlossenen Verträgen seine Gewinne hätten noch beträchtlicher sein sollen. Die Großartigkeit seines Palastes und der Reichtum der Einrichtung brachten ihm Verurteilung. Sein Haus wurde, wie Jobez sagt, durch die Richter geplündert, und der Generalanwalt Fourqueux ging so weit (!) daß er sich zweier prächtiger Silbergefäße bemächtigte, in denen der Finanzmann seinen Champagnerwein hatte kühlen lassen.

Das Volk von damals, viel weniger zartfühlend als die Geschichtsschreiber späterer Zeiten, drängte sich an den Toren der Gefängnisse, um die Verurteilten zu sehen. Es verfolgte sie mit seinen Spottrufen, wenn sie am Pranger standen. Gewiß kamen auch Grausamkeiten vor, aber, wie fast immer, vergißt man über den Ausschreitungen des bis aufs Blut gequälten Volkes die kaltblütigen Verbrechen aus Eigennutz. Der Mob der Vorstädte zwang Gefangene, bis zum Pranger im eisigen Wasser der offenen Straßenkanäle zu

gehen. Ein Gefängniswärter ließ sich vier Sous für das Vergnügen zahlen, den Financier Le Normand im Gefängnishof zu beschimpfen. Von allen Seiten wurde geflohen. Wer nur konnte, verschaffte sich einen Paß ins Ausland, selbstverständlich floh man nicht, ohne das Teuerste, das man hatte, sein Geld und sein Gold, mitzunehmen. Aber auch die strengste Gerechtigkeit wird nicht so heiß gegessen, wie sie vom Gesetzgeber gekocht worden ist. Wie mit dem Himmel gab es auch die Möglichkeit, sich mit der Rechtskammer zu verständigen, hohe Herren vom Hofe und ihre Mätressen, Höflinge bis hinunter zu den Kammerdienern dieser hohen Herren und den Kammerfrauen ihrer Mätressen. Wer nur immer einen Weg zu der milderen Gesinnung der Richter hatte oder zu finden wußte, richtete sich die Sache. Ein Verfahren, das sich immer bewährt hat und noch keineswegs aufgehört hat sich zu bewähren.

Der Regent

In auffallend rascher Folge waren der Sohn Ludwigs XIV., sein Enkel, der Herzog von Bourbon und einige andere gestorben, deren Tod ebensoviele Hindernisse zwischen dem Thron und dem Herzog von Orleans beseitigt hatte. Der Herzog hatte zahlreiche Liebhabereien, darunter die Chemie, die man damals noch Alchemie nannte, und die, wie man weiß, von vielen großen Herren Europas nicht so sehr der Wissenschaft wegen betrieben wurde, als weil man glaubte, sie lehre die wertvolle und erwünschte Kunst des Goldmachens. Sein starkes Interesse an den Todesfällen im königlichen Hause, verbunden mit seinen chemischen Studien, sind offenbar schuld an dem Gerüchte, daß der Herzog dem Sterben in Versailles nachgeholfen habe. Das Volk glaubte

es, wie es damals schon anfing, alles zu glauben, was seinem dumpfen Hasse entsprach. Am Hofe wurde es von allen erzählt und verbreitet, deren Vorteil bei der Nachfolgeschaft dem des Herzogs entgegengesetzt war. Die Gerechtigkeit erfordert es, ausdrücklich festzustellen, daß die Geschichtsforschung nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür bietet, das Gerücht für wahr zu halten. Kein ernster Geschichtsschreiber und keiner von den ehrlichen zeitgenössischen Verfassern von Denkwürdigkeiten erwähnt es anders als mit Verachtung. Es ist ungefähr dasselbe, wie mit den schändlichen Verleumdungen über das Verhältnis des Herzogs zu seiner älteren Tochter, der Herzogin von Berry, seinem Lieblingskinde. Auch daran ist kein wahres Wort, wenigstens nicht für den, der ernste Quellen höher als den Tratsch verkommener Höflinge schätzt.

Um von dem Manne, von dem so viel Übles berichtet wird, auch ein hübsches Wort zu sagen: Nachdem das Parlament ihn als Regenten anerkannt hatte, dankte er mit Höf-

lichkeit und einer gewissen Größe: „Ich will unabhängig sein," sagte er, „um das Gute zu tun, und ich stimme zu, die Hände gebunden zu haben, um nicht das Schlechte zu tun." Und man darf wohl sagen, daß er sich im Gegensatze zu vielen anderen, die die Herrschaft mit großen Vorsätzen begannen, nicht zu sehr von diesem löblichen Grundsatz entfernt hat.

Der Hofadel

Als Philipp von Orleans die Regentschaft antrat, deren er sich durch einen Staatsstreich bemächtigt hatte, wurde die Staatsschuld auf etwa dreitausend Millionen Livres geschätzt, die jetzt zwanzig Milliarden Goldfranken wert wären. Damals entstand das geistvoll bittere Wort: „Alles ist des Königs: der Ruhm ist des Königs, das Heer des Königs, die Justiz des Königs, die Steuern des Königs, die Zölle und Abgaben des Königs. Nur die Schulden sind die Staatsschulden.“ Folgende Umstände hatten diese für die Verhältnisse von damals unerhörte und unertragbare Schuld herbeigeführt: Die unendlichen Kriege, die für seine Ruhmsucht und Machtgier geführt wurden, die religiösen Unterdrückungen und Verfolgungen, die die besten, charakterfestesten und

tüchtigsten französischen Bürger und Arbeiter in duldsamere Länder, hauptsächlich nach Holland und Brandenburg, vertrieben, und die Prunksucht des Hofes, an dem tausende Müßiggänger ein üppiges, gut bezahltes Schmarotzerleben führten.

Kardinal Mazarin hatte während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. vollendet, was Richelieu zur Zeit Ludwigs XIII. begonnen hatte: aus dem Feudaladel, der auf seinen Schlössern, jeder ein Herrscher auf seiner Festung, ein vom König unabhängiges, ihm oft feindlich entgegengesetztes Leben geführt hatte, war ein Hofadel gemacht worden, der unter allerlei Vorwänden vom König bezahlt, an seinem Hof und zu dessen Verherrlichung und jedenfalls ihm völlig ungefährlich, ein adeliges Kammerdiener-, Stallknecht-, Schmarotzer- und Kupplerleben führte. Diesem Zwecke, den König zum Mittelpunkt des ganzen Systems abhängiger Vornehmer — le Roi Soleil, der Sonnenkönig — und den Adel zu einer Horde von Ausgehaltenen zu machen, mußte auch die Kirche dienen: es wurde un-

DER REGENT
PHILIPP VON ORLÉANS

PETER I. VON RUSSLAND

geschriebenes Gesetz, daß alle hohen und einträglichen kirchlichen Ämter und Würden mit ihren zahlreichen Einkünften ausschließlich dem Adel vorbehalten waren; nur die kärglich entlohnten Hungerdienste der Landpfarrer und Kapläne wurden dem Volke überlassen.

Dieser Schmarotzeradel vermehrte sich unausgesetzt. Er erzeugte Kinder in möglichst großer Zahl, denn jeder Sohn bedeutete ein neues bezahltes Amt und vermehrten Einfluß. Der älteste Sohn wurde Müßiggänger am Hofe, was als das vornehmste galt; der zweite erhielt, je nach dem Range der Familie, einen Oberbefehl, ein Regiment oder wenigstens eine Offiziersstelle; der dritte wurde Bischof, Abt oder Weltgeistlicher. Auch Töchter waren ein gutes Geschäft: sie erhielten vom König einen Gatten aus einflußreicher Familie und die dazu erforderliche Mitgift, oder sie wurden als Äbtissinnen in reichen Klöstern untergebracht, was sie nicht hinderte, wenn sie wollten, ein sehr vergnügtes weltliches Leben zu führen.

Es gibt keine Aufschreibungen, die es ermöglichen würden, die Kosten dieses Hof-

staates genau zu berechnen; auch das ist bezeichnend für die frevelhafte Wirtschaft. Wohl aber lassen die erhaltenen Schilderungen des Treibens am Hofe recht lehrreiche Schlüsse zu. Einiges davon sei hier mitgeteilt. Es gehört in zweifacher Richtung zum Gegenstand: einerseits als die unmittelbare Voraussetzung für den Finanzschwindel des „Systems" und andererseits als die allererste Vorbereitung und Bodenbereitung für die Revolution.

Ich folge dabei größtenteils den Aufzeichnungen in Taines „Les origines de la France contemporaine": „L'ancien régime" („Die Ursprünge des zeitgenössischen Frankreich": „Die alte Herrschaft"). Es ist noch immer die umfassendste Darstellung und trotz der Großbürgerlichkeit des Verfassers verhältnismäßig unbefangen. Zwar berichtet er nicht über den Anfang, sondern über das Ende des Zeitalters Ludwig XV. Aber es hatte sich wenig verändert; wenn manches auch noch ärger wurde, so auch vieles, wie z. B. die Ausgaben für die Kriege und den persönlichen Glanz des Königs

geringer: im Durchschnitt ist es beim alten geblieben.

Bei einer Gesamtbevölkerung von etwa zwanzig Millionen Menschen gab es 270000 Bevorrechtete: Der Adel zählte 25000 bis 30000 Familien mit etwa 140000 Köpfen, 130000 der Klerus, und zwar 23000 Mönche in 2500 Klöstern, 37000 Nonnen in 1500 Klöstern und 70000 Pfarrer und Kapläne. Diesen 270000 gehörten zwei Fünftel des Grund und Bodens. Ein Fünftel gehörte dem König und den Gemeinden, eines dem dritten Stand und eines dem Volke. Was die Geistlichkeit betrifft, so war selbstverständlich der weitaus größere Teil Besitz der paar Dutzend hohen Geistlichen, während die siebzigtausend Pfarrer und Kapläne gar nichts oder nicht viel mehr besaßen.

Über den Zustand des landbautreibenden Volkes gibt eine berühmte Schilderung Aufschluß. La Bruyère, Mitglied der Adelskaste, aber trotzdem ein denkender und empfindender Mensch, schreibt in seinen „Caractères“: „Man sieht gewisse wilde Tiere, Männchen und Weibchen, über das Land verbreitet, schwarzfahl,

und ganz von der Sonne verbrannt, zur Erde gebeugt, die sie mit einer unbesiegbaren Hartnäckigkeit aufwühlen und umwerfen. Sie haben etwas wie eine Sprache, und wenn sie sich erheben, zeigen sie ein menschliches Gesicht. Und in der Tat sind es Menschen. Sie ziehen sich des Nachts in ihre Hütten zurück, wo sie von schwarzem Brot, Wurzeln und Wasser leben. Sie ersparen den übrigen Menschen die Mühe zu säen, zu ackern und zu ernten, um zu leben, und verdienen so, das Brot nicht zu entbehren, das sie gesät haben."

Dieser blutige Hohn wird durch die Berichte des streng beobachtenden Engländers Artur Young bestätigt, der Frankreich bedeutend später, im sechsten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, bereiste. Nichts hatte sich gebessert, untätig trat man der großen Umwälzung entgegen, ganz nach dem Worte Ludwigs XV.: „Nach mir die Sintflut!" Es war eine Sintflut von Blut.

Taine, auf den zurückgekommen sei, berechnete, daß während der ruhmreichen, für die Gloire und die Religionseinheit kämpfenden

Herrschaft des vierzehnten Ludwig mehr als zwei Drittel der Bevölkerung an Hunger, Elend und in den Religionsverfolgungen gestorben sind oder als Protestanten aus dem Lande getrieben wurden.

Taine schließt auf den Reichtum des Adels aus dem der hohen Geistlichkeit. Ihre Besitzungen wurden beim Beginne der Revolution auf 4 Milliarden Livres, jetzt etwa 10 Milliarden Goldfranken geschätzt. (Es sei ein für allemal bemerkt, daß ein Livre von 1720 etwa einen Wert [Kaufkraft] von 7 Goldfranken hatte, ein Livre von 1789 etwa 2,50 Franken.) Der Ertrag war jährlich 80 bis 100 Millionen, wozu noch der Zehent mit 123 Millionen, die Stolagebühren und das Absammeln kamen.

Die 298 Benediktiner von Cluny hatten ein Jahreseinkommen von 1 800 000 Livres. Der Provinzial der Dominikaner von Toulouse gibt für seine 236 Religiosen mehr als 200 000 Livres Rente an, nicht inbegriffen das Kloster nebst eingezäuntem Grundstück und in Kolonien Grundbesitz, Neger und andere Wertsachen (nègres et autres effets) im Schätzungs-

wert von mehreren Millionen. Der Kardinal Rohan, Held der berüchtigten Halsbandgeschichte, die auch zu den äußeren Anstößen der Revolution gehörte, zog aus seinem Bistum Straßburg mehr als eine Million. In der Franche Comté, dem Elsaß und dem Roussillon, gehörte der Kirche die Hälfte des Grund und Bodens; mehr als drei Viertel im Hainaut und Artois, im Cambresis 1400 Joch von 1700. Die Domherren von St. Claude im Jura besaßen 1200 Leibeigene und Hörige.

Keine genauen Angaben sind, wie schon erwähnt, über die Vermögen des Adels erhalten geblieben. Es gab auch hier ungeheure Reichtümer. Taine schätzt die Erbgüter der Prinzen von Geblüt zur Zeit der Einberufung der Generalstaaten auf ein Siebentel des französischen Gebiets, ihre Einkünfte auf 24 bis 25 Millionen; der Herzog von Orleans, Nachkomme und Vorfahre gemeiner Geldraffer, der spätere Philippe Egalité, hatte 11,5 Millionen Rente, wobei an das Verhältnis des damaligen Wertes zum jetzigen erinnert sei.

Mindestens ebenso furchtbar ist die Tat-

sache, daß alle diese Vermögen und Einkünfte frei von Abgaben und Steuern waren. Meistens gesetzlich, wobei nicht vergessen werde, daß der Wille des Königs Gesetz oder mehr als Gesetz war; zum Teil infolge von Gönnerschaften, die von hohen Herren oder Mätressen aus allerlei Beweggründen, meistens für Geld oder Gegenleistungen ausgeübt wurden. Aus jener Zeit stammt die Erklärung der zwei obersten Stände: Der Adel steuert mit seinem Blute, die Geistlichkeit mit ihren Gebeten; das Volk kann nach Belieben besteuert und geschatzt werden. Sie liest sich heute wie grimmiger Hohn; damals war sie die Fassung eines gesetzlich anerkannten Zustandes, und viele Köpfe mußten auf dem Grèveplatz abgeschlagen werden, weil sie sich zu keiner anderen Auffassung entschließen wollten oder konnten.

„So oft Eure Majestät ein Amt schafft,
schafft Gott einen Dummkopf, der es kauft"
Der Finanzminister Chamillard zu Ludwig XIV.

Die verzweifelte Lage der Staatsfinanzen trug noch dazu bei, diese zerstörende Steuerfreiheit zu vermehren. Das scheint ein Widerspruch

zu sein, verhielt sich aber so: Den Bevorrechteten wollte man keine Lasten auferlegen; aus dem größten Teil des Volkes, insbesondere aus den Bauern und Pächtern, konnte auch die grausamste Härte der Steuereinnehmer — fast überall waren die Steuern verpachtet und von den wucherischen Finanzleuten auf Jahre hinaus dem königlichen Schatze vorausbezahlt worden — nicht mehr herauspressen. So griff man, wie zu allen Zeiten, zu dem niederträchtigsten aller Mittel, Einnahmen zu schaffen: Man verkaufte die Ämter und überließ es dem Käufer, daraus so viel wie möglich herauszuschlagen. Man stelle sich Richter, österreichische Bezirkshauptleute, deutsche Landräte und andere Machthaber des Absolutismus vor, die sich dadurch bezahlt machen müssen, daß sie aus allen Urteilen und Verwaltungsmaßregeln Einkünfte für sich herausschlagen! Die Denkschrift Beaumarchais über seinen Streit mit der Frau des Richters Guzmann, eine der schärfsten Spottschriften der Sittengeschichte, zeigt den Grad der Verworfenheit, bis zu dem es führte.

Ja noch mehr! Um auch Ehrenstellen versilbern zu können — mit dem wachsenden Angebote nahm die Nachfrage für Stellen, die nichts als Ehren trugen, rasch ab —, wurden gleichzeitig die Einkünfte mitverkauft, so daß zum Beispiel mit den sehr gesuchten Stellen königlicher Kammerdiener — Molière war einer — auch gewisse Einnahmen verbunden wurden. Vor allem aber gaben sie Steuerfreiheit, wenn damit, wie in der Regel, der Adel verbunden war. So gab es denn neben dem älteren Adel de l'Epée, vom Degen, den Adel de la Robe (den Gerichtsadel), der zum Teil gekauft werden konnte, und schließlich den Kaufadel schlechtweg. Um nur ein Beispiel zu nennen: Der Uhrmacherssohn, Dichter und Hochstapler Caron kaufte die Stelle eines Beisitzers beim königlichen Jagdgerichtshofe mit dem Adelstitel de Beaumarchais. Nicht Caron also, sondern Caron de Beaumarchais hieß der Verfasser der unsterblichen „Tollen Nacht" („Figaros Hochzeit") und der Memoires (Prozeßschriften), die ebenfalls einen Stein aus dem zerbröckelnden Gebäude gebrochen und

den Ausbruch der Revolution beschleunigt haben.

Das üble Beispiel wurde, wie jedes vom Hofe gegebene, auf den Besitzungen der Bevorrechteten getreulich nachgeahmt. „Nicht allein," sagte der Zeitgenosse Renauldon, „zahlen sie ihren Gerichtsbeamten keine Gehälter, sondern, noch schlimmer, verkaufen die meisten die Ämter. Was geschieht dann? Die Rechtspflege, nur zu oft in den Händen von Spitzbuben, wird zu Räuberei und abscheulicher Straflosigkeit."

Kein Bürgerlicher konnte Offizier werden. Diese Schranke wurde erst unter Ludwig XVI. aufgehoben, aber auch dann mußte man noch immer, um Hauptmann zu werden, vier Grade Adel nachweisen. Ebenso galt es als Regel, daß alle Kirchenämter, von dem bescheidensten Priorat angefangen, dem Adel vorbehalten blieben. In der Tat waren mehr als 1500 kirchliche Sinekuren (bezahlte Stellen ohne Arbeit), fast alle einträglichen Pfründen im Besitz der hochadeligen Geistlichen und einiger Hofgeistlicher. Taine zählt 83 Männerabteien

auf, die den Beichtvätern, Kaplänen, Lehrern und Vorlesern des Königs, der Königin und der Prinzen und Prinzessinnen verblieben waren. 19 männliche Adelskapitel, 25 weibliche und 260 Kommenden des Maltheserordens gehörten ihnen, alle Erzbistümer und mit Ausnahme von fünf die Bischofsitze. In sämtlichen Frauenorden waren adelige Fräuleins Äbtissinnen.

Ebenso einträglich und ebenso unnütz waren die Hofämter, deren Nebenprofite vielfach die Gehälter weit übertreffen. Der gedruckte Hofkalender zählt 295 Küchenbeamte auf, ohne die zahlreichen Bediensteten für die Tafel des Königs und seiner Leute. Der erste maître d'hotel (Küchenvorsteher) bekam 84000 Livres jährlich, ohne die „großen Livreen", die er in Geld abgelöst erhielt. Die Kammerfrauen der Königin bekamen amtlich 150 und wirklich 12000 Livres; sie machten sich jede noch 50000, zum Beispiel durch den Verkauf der Kerzen, die, ob sie lang oder nur eine Viertelstunde gebrannt hatten, nicht wieder benützt wurden. (Wem fiele dabei nicht derselbe Un-

fug am österreichischen Hofe ein, der erst sehr spät, in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts, zur Zeit des Hofrats Wetschl, abgestellt wurde.) Der Jagdhauptmann in Fontainebleau verkaufte zum Vorteil seiner Tasche jährlich für 20000 Franken Kaninchen.

Unsummen kosteten die Gnadenbezeigungen, die der Adel, hoch und niedrig, der königlichen Großherzigkeit und Großsprecherei abzubetteln verstand. Er war eine Verzierung des Thrones; folglich mußte der Besitzer des Thrones ihn so oft wie notwendig vergolden.

Von den vielen beredten Ziffern und Geschichten Taines und zeitgenössischer Beobachter können hier nur einige wiedergegeben werden.

Der Fürst von Pons bezog durch die Gnade des Königs eine Pension von 25000, seine Tochter, Frau von Marsan, Klosterfrau von Reviremont, 6000 Livres. Der Fürst starb, und die Familie stellte Sr. Majestät ihre ungünstige Lage vor, worauf der König dem Prinzen Camille, Sohn des Fürsten, 15000 Livres und Madame de Marsan weitere 5000 bewilligte.

Ein Höfling schreibt zur Zeit Ludwig XV., daß in einer Woche 128000 Livres Pensionen an Hofdamen, dagegen seit zwei Jahren gar nichts für Offiziere bewilligt wurde. Darunter waren zum Beispiel 8000 Livres für die Herzogin von Chevreuse, deren Mann ein Einkommen von 500000 Livres hatte, und 12000 für Frau von Luynes, damit sie nicht eifersüchtig werde. Die ärgsten Blutegel waren die Prinzen von Geblüt. Der Herzog von Orleans (Vetter des Königs) hatte 50000 Livres Pension „wegen seiner Armut". Er erbte das Vermögen seines Vaters mit einem Einkommen von drei Millionen und verzichtete auf die Pension. Später überlegte er sich's und stellte dem König vor, daß er dadurch sein Einkommen ausgeben müsse, worauf ihm der König die Pension neuerdings bewilligte.

Zwanzig Jahre später wollte der persönlich anspruchslose Ludwig XVI. den Schatz erleichtern. Nachdem es geschehen war, kostete die Küche der Tanten des Königs, drei alter Jungfern, jährlich 600000 Livres, die der zwei Brüder des Königs, der Grafen von Artois und

von Provence, 8 300 000; für die Küche der Königin wurden 4 Millionen, für die königlichen Kinder und seine Schwester 3 500 000 ausgegeben. Alles das und unendlich mehr mußte das Volk bezahlen. Ist es zu verwundern, daß diese Schafschur sogar der geduldigsten aller Herden zuviel wurde?

Der größte aller dieser Verschwender war der, der alle anderen aushielt, der König. Ludwig XIV. führte nicht allein die kostspieligsten Kriege, er baute auch. Versailles allein kostete 200 Millionen, die heute 1400 Millionen Gold wären, er gibt Empfänge und Feste, teilt, wie wir gesehen haben, Pensionen und Geschenke aus und hält Mätressen. Der beste Schutz eines Königs ist bekanntlich die Liebe seiner Untertanen. Nichtsdestoweniger braucht er eine Leibgarde. Sicher ist sicher, aber Mietsoldaten waren noch sicherer. Des allerchristlichsten Königs Infanterie, Kavallerie, Leibgarde, französische Garde, Schweizergarde, Cent Suisses, berittene Garde, Garde-Gensdarmen, Türwächter, zusammen 9050 Mann, kosteten jahraus jahrein 7 680 000 Livres.

Als Edelmann ist er Reiter und hält einen gutbesetzten Stall: 1857 Pferde, 217 Wagen, 1458 Mann, die er bekleidet — die Livreen kosten jährlich 540 000 Livres. Außerdem 38 Stallmeister, 20 Gouverneure, Untergouverneure, Beichtväter (für den Stall allein!), Lehrer, Köche und Kammerdiener für die adligen Pagen; etwa 30 Ärzte, Apotheker, Krankenwärter, Verwalter, Kassierer. Im ganzen sind es mehr als 1500 Menschen. Das Ganze kostete 4 600 000 Livres; im Jahre 1787 stieg es auf 6 200 000. Zwei Jahre darauf brach die Revolution aus.

Auch die Jagd ist ein königliches Vergnügen. Sie kostete etwa 1 200 000 Livres jährlich und verfügte über weitere 280 Pferde. Ungeheuer war, wie schon erwähnt, der Schaden der Landwirte. Die ganze Umgebung von Paris, zehn Meilen im Umkreis, war gesetzlich Jagdgebiet des Königs. Die Rebhühner nährten sich von der Aussaat, die Hasen von dem, was wuchs. Vierzig Wölfe jährlich waren königliche Jagdbeute. Von 1743 bis 1774 erlegte Ludwig XV. die Märchenmenge von 6400 Hir-

schen, Ludwig XVI. in vierzehn Jahren 189251 Stück Wild, nicht gerechnet 1250 Hirsche und Wildschweine und Rehe in ähnlicher Zahl. Die Jagdpassion dauerte, wie man weiß, bis in die allerjüngste Zeit, bis auf Wilhelm II. (I. R.) und Franz Ferdinand von Österreich-Este. Das alles mußte das Volk ernähren, wie es auch die Kosten zu bezahlen hatte.

Unendlich sind die Klagen der Bauern: Nicht allein der Hirsch, auch der Hase, das Kaninchen frißt ihre Ernten auf oder vernichtet schon die Saat; sogar die Wölfe sind Herrenrecht und dürfen bei grausamen Strafen nicht erlegt, ja nicht einmal verscheucht werden. Was die Tiere verschont haben, vernichtet die gerittene Jagd; um sie nicht zu behindern, dürfen die Bauern keine Zäune aufrichten oder nur mit einem weiten Eingang für die Jagdgesellschaft, den selbstverständlich auch das Wild nächtlicherweile benützt. Vielfach muß übrigens auch der Bauer als jagbares Wild gelten, so häufig sind die Fälle, daß die Jagdhüter sie wegen eines Verstoßes gegen die Jagdgesetze kurzerhand niederschießen.

Dabei macht es keinen Unterschied, ob sie im Dienste weltlicher oder geistlicher Jagdherren ermordet werden.

In vielen Gegenden ist es den Bauern verboten, vom 1. Mai bis 24. Juni ihre eigenen Felder zu betreten oder Gras zu mähen, weil zu dieser Zeit die Rebhühner brüten.

Mit größtem Aufwande wurde Gott gedient. Der König beschäftigte in seiner Kapelle 75 Geistliche und Musiker. Seiner Gesundheit dienten 48 Ärzte, Chirurgen usw. bis zu den Hühneraugenschneidern hinunter; in der Musikkapelle waren 128 Sänger, Tänzer, Instrumentalisten, Kapellmeister.

Der König hat außer Versailles, der ständigen Residenz, noch eine ganze Menge Haushalte, fast alle auf demselben Fuße geführt. In jedem beschäftigt sich ein Stab von mehr als tausend Menschen um die allerhöchste Verdauung, von der Küche bis zum Abtritt.

Und nun nach dieser flüchtigen Betrachtung der Kosten des königlichen Haushaltes, noch ein rascher Blick auf das, was mit so ungeheurem Aufwand geleistet wird. Beinahe könnte

man mit dem Erdulder solcher Freuden Mitleid fühlen, wüßte man nicht, wie die übergroße Eitelkeit der Gekrönten ihnen auch die ärgste Qual versüßt, wenn diese Qual dem Glauben an ihre Stellung zwischen Gott und den Menschen — näher zu Gott als zu den Untertanen — dient.

Zunächst ein bezeichnendes Geschichtchen. Es hat keinen geringeren als Casanova zum Verfasser. Man weiß, daß, wie jede königliche Verrichtung, auch das Mittagessen eine Staatshandlung war. Der König speiste mutterseelenallein auf einer Tribüne, umgeben von den höchsten Hof- und Staatswürdenträgern, und unter den bewundernden oder erstaunten Blicken der Glücklichen, die zusehen durften. Dasselbe Zeremoniell galt für die Königin und die anderen Mitglieder der Familie. Der geistreiche Abenteurer, mit dem scharfen Blick für alle Torheiten der menschlichen Komödie erzählt nun vom Mittagessen der Königin Marie Leszinska in Fontainebleau. „In einem Prunksaale sah ich ein Dutzend Hofleute auf und ab gehen, und einen Tisch für mindestens zwölf

Personen, auf dem aber nur für eine gedeckt war..." Er beschreibt dann den Eintritt der Königin unter den umständlichsten Förmlichkeiten und fährt fort: „Die Königin setzte sich und sogleich stellten sich die zwölf Herren vom Hofe im Halbkreise, mindestens zehn Schritte ihr gegenüber auf; ich stand hinter ihnen, wobei ich ihr respektvolles Schweigen nachahmte. Ihre Majestät begann zu essen, sehr rasch und ihre Augen auf den Teller gesenkt. Von einer Speise ließ sie sich ein zweitesmal geben, durchlief mit den Augen den Halbkreis und sagte: „Herr von Löwendahl?" — Bei dieser Ansprache sehe ich einen Prachtmenschen vortreten und sich verneigen: „Madame?" „Ich glaube, daß dieses Ragout ein Hühnerfrikassee ist." „Ich bin derselben Ansicht, Madame." Nach dieser Antwort im ernstesten Tone begibt sich der Marschall nach rückwärts schreitend, auf seinen Platz zurück, die Königin beendet ihr Essen ohne ein Wort mehr zu sagen und kehrt in ihre Gemächer zurück wie sie gekommen war."

Armes Weib, dessen einziger Trost für das

blinde Wüstlingsleben Ludwigs XV. das Beten und diese Zeremonien waren.

Ulrich Graf Löwendahl, der in diesem Affentheater mitspielte, war einer der größten Feldherren seiner Zeit, bejubelter Sieger in zahllosen Schlachten, ein Stolz seiner rauflustigen Zeit. Bei Fontenoi entschied er den Sieg, und für die Eroberung von Bergen of Zoom wurde er Marschall und einer der Nationalhelden Frankreichs.

Dieses öffentliche Speisen galt sogar noch für Marie Antoinette, so lange ihr Mann Thronfolger (Dauphin) war. Jeder und jede aus der königlichen Familie gab dieses Schauspiel, zu dem jeder anständig Gekleidete Zutritt hatte; es war das Glück der Provinzler. (Mme. Campan, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Marie Antoinettes, 1. Bd.) „Auf den Treppen begegnete man zur Zeit des Mittagessens nichts als Leuten, die, nachdem sie den Dauphin seine Suppe essen gesehen hatten, sich beeilten, die Prinzen ihr Rindfleisch essen zu sehen, und die dann atemlos liefen, damit sie noch zusehen konnten, wie die Damen ihre Nachspeise ver-

zehrten." Mit Fug und Recht bemerkt Frau Campan, daß der Reiz der französischen Unterhaltung, die Heiterkeit, das liebenswürdige Sichgehenlassen, von diesen feierlichen Gastmählern verbannt waren. — Erst als Königin schaffte Marie Antoinette nebst vielen anderen auch diesen Unfug ab, was ihr von den Reaktionären sehr verübelt wurde. Immer glaubt die Reaktion, daß Volksverführer die Revolutionen machen und sieht in ihrer Verblendung nicht, daß sie selbst, und nur sie selbst es tut.

Wie der König von Frankreich aus dem Bette stieg

Gerade unglaublich klingt, was ernste und gewiß nicht zur Übertreibung geneigte Zeitgenossen (wie zum Beispiel der Herzog von Saint Simon im 13. Bande seiner Denkwürdigkeiten) vom Lever du Roi, dem Morgenempfang des Königs, berichten, denn vom Verlassen des Bettes bis zum Schlafengehen, ja sogar im Bette, war der König auf der Bühne, Darsteller der von Gott gesandten Majestät. Es gehörte die riesenkräftige Natur Ludwigs XIV. dazu, um diese Rolle siebzig Jahre lang täglich spielen zu können.

Morgens, zu der Stunde, die der König bestimmt hatte, weckt ihn der erste Kammerdiener auf. Fünf Gruppen von Personen treten der Reihe nach ein, um ihm ihre Aufwartung

zu machen und obgleich die Wartesäle sehr groß sind, gibt es Tage, wo sie kaum die Menge der Höflinge fassen.

Zuerst wird die Familie eingelassen; die Kinder Frankreichs, das sind die Kinder des Königs, Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, außerdem der erste Arzt, der erste Chirurg (die Chirurgen waren damals wegen der häufigen Aderlässe unentbehrlich) und andere notwendige Personen. Hierauf kommt der „große Eintritt“. Er umfaßt den Oberstkämmerer, den Obersthofmeister und den Oberstgarderobemeister, die ersten Kammerherren, die Herzoge von Orleans und von Penthièvre, einige andere Herren, die sich der Allerhöchsten Gunst erfreuen, die Ehrendamen und die Palastdamen der Königin und der Damen des königlichen Hauses, ohne die Barbiere, Schneider und Kammerdiener verschiedener Art zu zählen. Währenddessen schüttet man dem König Weingeist über die Hände. Darauf reicht man ihm den Weihwasserkessel. Er macht das Zeichen des Kreuzes und spricht ein Gebet. Dann steigt er vor aller Welt aus dem Bett und schlüpft in

die Hausschuhe. Der Oberstkämmerer und der erste Edelmann reichen ihm den Schlafrock. Er zieht ihn an und setzt sich in den Lehnstuhl, wo er sich ankleiden lassen soll.

Die Türe öffnet sich neuerdings. Eine dritte Welle ergießt sich in das Schlafgemach. Es ist der „Eintritt der Bevorrechteten“. Die Herren, aus denen sie bestehen, haben das wertvolle Vorrecht, auch dem Schlafengehen des Königs beizuwohnen. Gleichzeitig mit ihnen kommt ein ganzes Geschwader von Leuten vom Dienste: Gewöhnliche Ärzte und Chirurgen, Beamte der königlichen Vergnügen, Vorleser und andere, unter ihnen auch der Träger des königlichen Leibstuhles. Die Öffentlichkeit des königlichen Lebens ist so groß, daß keine seiner Verrichtungen ohne Zeugen geschieht.

Im Augenblick, wo die Beamten der Garderobe sich dem Könige nähern, um ihn anzukleiden, sagt der erste Kammerherr dem König die Namen der Großen, die an der Türe warten. Das ist der vierte Eintritt, genannt „Eintritt der Kammer“, viel größer als die voraus-

gehenden. Ohne von den Mantelträgern, Waffenträgern, Tapezierern und anderen zu sprechen, umfaßt er die Mehrzahl der Großwürdenträger, den Großbeichtvater, die Beichtväter vom Tage, den Kapellmeister, den Leiter der Musik in der Kapelle, den Kapitän und die Majore der Leibwache und der französischen Garde, den Obersten des Regiments des Königs, den Hauptmann der Cent Suisses, den Oberstjägermeister, den Oberstwolfmeister, den Generalprofosen, den Oberzeremonienmeister, den Großmeister des königlichen Hofhaltes, den Großzuckerbäckermeister, die auswärtigen Gesandten, die Minister und Staatssekretäre, die Marschälle von Frankreich, sehr viele Adelige von Rang und Ansehen und die geistlichen Würdenträger. Hofbedienstete stellen die Menge nach ihrem Range auf und sorgen nötigenfalls für Ruhe. Währenddessen wäscht sich der König die Hände — nebenbei erwähnt die einzige Reinigung in jenen unglaublich schmutzigen Zeiten[1]), die übrigens weit über

*) Einem englischen Gesandten wurde übel, so oft er bei Ludwig XIV. war, so schlecht rochen Se. Maj. und allerhöchst sein Hofstaat.

LudwigXIV. reichten — und fängt an, sich anzukleiden. Zwei Pagen nehmen ihm die Pantoffel ab. Der Oberstgarderobemeister zieht ihm den rechten Ärmel des Nachthemds, der erste Kammerdiener den linken ab und beide übergeben das Hemd einem Beamten der Garderobe, während ein Kammerdiener der Garderobe das Taghemd in einem Überzug von weißem Seidentaffet bringt.

Der Hemdwechsel bezeichnet den Höhepunkt der Zeremonie. Der fünfte Eintritt wird eingelassen, und in wenigen Minuten, während der König das Hemd angezogen haben wird, wird der ganze Rest von bekannten Leuten und von Hausbeamten, die in der Galerie warten, die letzte Woge, eingelassen. Es gibt eine ganz eigene Ordnung für das Hemd. Die Ehre, es zu reichen, ist den Söhnen und Enkeln des Königs vorbehalten, in ihrer Abwesenheit den Prinzen von Geblüt oder den Legitimierten; wenn diese nicht da sind, dem Oberstkämmerer und dem ersten Kammerherrn. Man bemerke aber, daß dieser letzte Fall selten ist, da die Prinzen verpflichtet sind, dem Lever du

Roi beizuwohnen, wie die Prinzessinnen dem der Königin.

Kehren wir zu dem König zurück. Nun ist endlich das Hemd gereicht, aber noch lange nicht angezogen. Ein Kammerdiener der Garderobe trägt das gebrauchte weg. Der erste Kammerdiener der Garderobe und der erste Kammerdiener vom Dienste halten das neue, der eine beim linken Ärmel, der andere beim rechten. Und währenddessen halten zwei andere Kammerdiener den Schlafrock vor den König anstatt eines Wandschirmes. Das Hemd ist endlich übergezogen, und der Schluß des königlichen Ankleidens beginnt. Ein Kammerdiener hält ihm einen Spiegel vor, den zwei andere, wenn es notwendig ist, mit Wandleuchtern beleuchten. Andere Kammerdiener bringen den Rest der königlichen Kleider. Der Oberstgarderobemeister — wohlverstanden, immer ein Adeliger vom allerhöchsten Rang — zieht ihm Hose, Weste und Rock an, befestigt den cordon bleu, der damals etwa das bedeutete, was später bei den österreichischen Kaisern das Goldene Vließ, und schnallt ihm

den Degen um. Ein Kammerdiener, der den Halsbinden zugeteilt ist, kommt mit mehreren Halsbinden in einem Korbe und der Oberstgarderobemeister bindet dem König die ausgewählte um. Darauf bringt ein Kammerdiener, der den Taschentüchern zugeteilt ist, drei auf einer Tasse und der Oberstgarderobemeister bietet die Tasse dem König, der wählt. Dann gibt er dem König den Hut, Handschuhe und Stock. Der König begibt sich sodann an den Rand seines Bettes, kniet nieder und verrichtet sein Gebet, während einer seiner Beichtväter leise das Gebet „Quesumus te, Deus omnipotens“ („Wir bitten dich, allmächtiger Gott“) hersagt. Sobald das geschehen ist, bestimmt der König die Tagesordnung und begibt sich mit den Ersten des Hofes in sein Kabinett, wo er manchmal Audienzen erteilt. Währenddessen erwartet ihn die ganze übrige Gesellschaft in der Galerie, um ihn zur Messe zu begleiten.

Das Hemd der Königin

Bei dieser Gelegenheit eine lustige Geschichte, lustig deshalb, weil sie uns zeigt, um wieviel wir Kleinen und Unbedeutenden ohne jedes Hofzeremoniell in manchen Fällen besser daran sind, als die Größten der Erde, auf die die ganze Welt mit Neid blickt. Sie spielt zwar etwas später als unsere Geschichte, aber sie könnte ebensogut der Gattin Ludwigs XIV., wie der Königin Anna Leszczynska, der unglücklichen Frau Ludwigs XV. passiert sein. Die Königin sitzt an einem Wintertage nackt auf ihrem Bette. Das Nachthemd war ihr ausgezogen worden und sie wartet nun, daß ihr die vornehmste Dame das Taghemd überziehe. Damit man das Folgende aber vollkommen würdigen kann, sei bemerkt, daß man mit den Kaminen damals keineswegs wie jetzt

imstande war, die Schlafzimmer des größten Königs und seiner Königin zu erwärmen. War es draußen kalt, so war es auch in den Allerhöchsten Schlafgemächern zum Zähneklappern. Das tat die arme Königin denn auch und war offenbar sehr glücklich, als sich ihr die erwähnte Vornehme mit dem Allerhöchsten Taghemde näherte. In diesem Augenblicke klopft es an die Türe, die diensttuenden Frauen öffnen sie sperrangelweit. Herein tritt eine höherstehende Dame. Nach dem Hofzeremoniell war es nun deren Sache und deren Recht, der Königin, die noch immer nackt dasaß, das Hemd anzuziehen. Sie kommt mit den vorgeschriebenen Verbeugungen, übernimmt es aus den Händen der Vorgängerin und nähert sich der Königin. In diesem Augenblick klopft es wieder, wieder wird die Türe mit allen Zeremonien geöffnet und es ereignet sich nochmals das komisch-grausame Schauspiel. Wieder kommt eine ranghöhere Dame, wieder nähert sie sich der Königin, wieder übernimmt sie das Hemd von ihrer Vorgängerin, um es diesmal glücklich an den Mann oder, richtiger gesagt, an die Königin zu bringen.

Ganz dasselbe geschah übrigens Marie Antoinette. Madame Campan erzählt: Das Ankleiden war ein Meisterwerk der Etikette, alles war geregelt. Die Ehrendame oder die Hofdame oder beide, wenn sie zusammen anwesend waren, unterstützt von der ersten Kammerfrau und zwei gewöhnlichen, machten den Hauptdienst; aber es gab Unterschiede. Die Hofdame zog den Unterrock über und reichte das Kleid. Die Ehrendame reichte das Wasser zum Händewaschen und zog das Hemd an. War eine Prinzessin der königlichen Familie anwesend, so trat ihr die Ehrendame den Dienst ab; bei einer Prinzessin von Geblüt tat sie es nicht unmittelbar, sondern übergab das Hemd der ersten Kammerfrau, die es der Prinzessin überreichte. Jede dieser Damen bestand eifersüchtig auf diesen Gebräuchen als auf ihrem Recht. Und nun erzählt sie genau dasselbe Abenteuer der splitternackten, frierenden Königin, die warten muß, bis die Herzogin von Orleans das Hemd von der Ehrendame aus den Händen der Mme. Campan empfangen und es wieder der eben eingetretenen Schwägerin

der Königin, der Gräfin von Provence, weitergegeben hat. Diese sieht, wie die Königin friert, beeilt sich, ohne die Handschuhe auszuziehen, zerstört die kunstvolle Frisur. Das arme Opfer selbstgewollter Qualen lacht, aber später murmelt sie mehrere Male: Das ist scheußlich! Was für Ungelegenheiten!

Und wirklich, was für Umstände ein paar Jahre vor der Revolution.

D I E D U C L O S

VOLTAIRE

Der Floh Sr. Majestät

Ludwig XIV. war tot und ein noch nicht fünfjähriges Kind war sein Nachfolger in der Herrschaft über Millionen Untertanen. So wollten es die geheiligten Gesetze der Erbfolge. Es wurde erzählt, wie sich seine Verwandten um die Erbschaft rauften, noch bevor die Leiche des Urgroßvaters beerdigt war. Der Herzog Philipp von Orleans war Sieger geblieben. Er war nun dafür verantwortlich, was aus diesem Kinde werden sollte. Zum Teil weil der fünfzehnte Ludwig eine Rolle beim Börsenschwindel des John Laws spielt, aber auch weil die Erziehung dieses Knaben den späteren Ludwig XV. verschuldete und sohin den Ausbruch der Revolution vorbereitete, sind einige bezeichnende Züge am Platze. Erzieher des Kindes war der Herzog von Villeroi, ein

alter, verknöcherter Höfling, der keine andere Aufgabe kannte, als in seinem Zögling die Vorstellung der gottgewollten Alleinherrschaft, des schrankenlosen Rechtes über Leben und Tod seiner Untertanen zu erwecken und großzuziehen. Der Knabe war einmal leicht erkrankt. Das Volk, dumm ergeben wie immer, hatte voll Schrecken die Berichte aus Versailles vernommen, und als der Schnupfen des königlichen Kindes geheilt war, strömten Tausende hinaus in der Hoffnung, es zu sehen. Man kann nun noch so sehr unumschränkter Herrscher sein, Volkstümlichkeit tut doch gut und will genossen und gepflegt sein, und so veranlaßte der Herzog den Knaben, sich seinen liebenden Untertanen vom Balkon des Schlosses zu Versailles zu zeigen. Als sie ihm zujubelten, sprach er die geschichtlich festgestellten Worte: „Alle die braven Leute da unten gehören dem Belieben Eurer Majestät."

Die Jagd ist das königliche Vergnügen vor allen anderen, vielleicht weil ihr Blutvergießen die andere größere Freude der Könige auf den Schlachtfeldern ersetzt. Sie werden des-

halb frühzeitig in der Kunst des Totschießens unterwiesen. Bei Ludwig XV. geschah es selbst für den Geschmack der Höflinge etwas zu früh. Zu seinem sechsten Geburtstag befahl der Regent, sonst kein schlechter Mensch und am allerwenigsten ein grausamer, drei Säle im Schlosse mit Vögeln aller Art zu füllen, die der Knabe mit einer kleinen Flinte totschoß. Es ist kein Wunder, daß ein solches Kind so wurde wie dieses war: verschlossen, lieblos, grausam.

Eine Dame vom Hofe hatte ihm eine weiße Damhirschkuh geschenkt, die sich sehr an ihn gewöhnt hatte. Aus bloßer Lust am Morden — wem fielen hier nicht der Denkstein für die erlegte 50000. Kreatur Wilhelm Hohenzollerns oder die Schußergebnisse des österreichischen Franz Ferdinand ein? — schoß das königliche Kind auf sie. Der erste Schuß hatte sie nur verletzt. Sie flüchtete zu ihrem jungen Herrn; sie wußte ja nicht, daß er ihr Mörder war. Auf sein Geheiß weggejagt, wurde sie von der Hand erlegt, die sie so oft liebkost hatte.

Er war nicht liebevoller gegen Menschen. Der junge Fénèlon, ein zwanzigjähriger Höfling seiner Umgebung, zerschnitt sich während der Vorbereitungen zu einem Ballett im Tuilerienschlosse eine Schlagader. Blutüberströmt wurde er sterbend weggebracht, während das Schauspiel vor dem jungen König eröffnet wurde. Seine Erzieher hatten ihm die Freude nicht stören wollen.

So erhielt er die für Herrscher so notwendige Gewöhnung am Blutvergießen. Nicht weniger erfolgreich wurde er für die königlichen Freuden des Hirschparks, der Pompadour und der Dubarry vorbereitet. Jobez erzählt nach ernsten zeitgenössischen Quellen, daß die Herzogin von Retz, Enkelin des Marschalls von Villeroy, das Kind mit verbrecherischer Hand berührte; und damit neben Leda auch Ganymed nicht fehle, wurde der junge Herzog de la Trémouille, erster Kammerherr, aus demselben Grunde vom Hof entfernt. Man sieht, daß zwar jedes Volk den König hat, den es verdient, aber auch jeder König die Höflinge, die er verdient.

Der Herzog von Antin, ein Höfling reinsten Wassers und sonst von allem entzückt, was seine Könige taten, erzählt in seinen Denkwürdigkeiten die folgende Geschichte:

Seine fünf- oder sechsjährige Majestät hatte schlecht geschlafen. Ein Floh hatte Allerhöchstselben gequält. Als er sich bei seinem Lever darüber beklagte, gelang es einem der Herren vom Hofe, den Missetäter zu fangen und er bat um den Befehl Seiner Majestät, was mit ihm geschehen solle. „Man hänge ihn auf!" Der Herzog unterläßt nicht, dieser wahrheitsgetreuen Geschichte hinzuzufügen, er finde, daß diese Antwort ein übles Vorzeichen sei.

Hübscher ist die Geschichte von der ersten Begegnung des königlichen Kindes mit Peter dem Großen, der auf seiner zweiten Reise nach Westeuropa im Jahre 1717 ihn besuchen gekommen war. Drei Tage hatte der Zar in Compiègne warten müssen, weil das Zeremoniell des Empfanges noch nicht in allen Einzelheiten festgestellt war. Insbesondere konnte keine Einigkeit darüber erzielt werden, wie weit der sechsjährige König seinem Gaste ent-

gegengehen solle und ob er ihm die linke oder rechte Hand reichen solle. Das war nach den damaligen Anschauungen keineswegs bedeutungslos; ging der Gast zur Linken, so anerkannte er gleichzeitig die größere Macht des Gastgebers. Man hatte sich endlich geeinigt, und dem Besuche Peters des Großen in Versailles stand kein Hindernis mehr entgegen. Aus der Angelegenheit der linken oder rechten Hand zog er sich in einer Weise, die seinem Geiste alle Ehre macht. Als das Kind mit großem Gefolge die Schloßtreppe herunterkam, lief er ihm rasch entgegen, nahm es auf den Arm und küßte es auf beide Wangen. Sogar der Herzog von St. Simon, einer der ärgsten Umstandskrämer des Hofes, aber trotzdem ein ganz boshafter Schreiber, macht sich lustig über die Gesichter des Gefolges bei diesem Einbruche in das Hofzeremoniell. Voltaire stellt es in seiner Geschichte Rußlands anders dar. Er erzählt, daß der Zar, erstaunt und beunruhigt durch die große Menge, die sich um den jungen Monarchen drängte, ihn aufgenommen und eine Zeitlang auf dem Arme ge-

tragen habe. Die Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit dieser Darstellung springt in die Augen. Die Menge, die sich um das königliche Kind gedrängt habe, ist ebenso undenkbar, wie der Schrecken Peters. Wann hat man schon je gehört, daß die Menge der Höflinge beunruhigt hätte, und namentlich einen Zaren? Die Darstellung Voltaires ist offenbar ein Versuch, und ein für Voltaire ungewöhnlich wenig geistreicher, den Tadel, der in dem Verhalten Peters lag und der sich gegen die dumme französische Etikette wandte, wegzutäuschen, wodurch er ihn allerdings in einen viel schärferen Tadel der Ordnung am Hofe verwandelte.

Es war eine traurige Erbschaft, die der Knabe und seine Vormünder antraten. Ein zerrüttetes, um die Erfolge aller blutigen und kostspieligen Kriege gebrachtes Land, am äußersten Rande seiner Leistungsfähigkeit, von Schulden bedrückt. Auf 2400 Millionen wurden die Schulden des Staates geschätzt. Genaues war nicht bekannt; damals und noch viel später, solange der Absolutismus die Völker nach Belieben und ohne Rechnung legen zu müssen,

ausplündern konnte, gab es so viele Arten von Schulden, daß nur annähernde Berechnungen über ihre Höhe möglich waren. Nie wurde Rechnung gelegt. Der Absolutismus vermied es, das Volk wissen zu lassen, in welche Abgrundtiefe der Schulden er es gestürzt hatte. (Das österreichische Volk wurde darüber zum erstenmal im Jahre 1868 einigermaßen aufgeklärt.) Da der Kaufwert des Geldes etwa das Siebenfache des jetzigen war, so beziffert sich die Schuldenlast, die der sterbende Ludwig XIV. seinen Untertanen zu tragen hinterließ, auf etwa 17 000 Millionen Goldfranken oder derzeit, im Juli 1926, ungefähr 170 000 Millionen Papierfranken!

Es ist klar, daß es, wenn überhaupt, so nur einen Ausweg aus diesen Schrecken gab: die äußerste Sparsamkeit. An die dachte man am allerwenigsten. Philipp von Orleans war kein geradezu schlechter Mensch, aber im allerhöchsten Grade schwach, vergnügungstoll und leichtfertig. Seine Mutter, Madame Elisabeth Charlotte von der Pfalz, eine gutmütige und klarsehende Frau, schildert ihn so, und was

Feinde und Freunde von ihm sagen, bestätigt es. Dazu war er in Anschauungen geboren und aufgewachsen, die den bloßen Gedanken an Sparen, Einschränken, auf seine königlichen Freuden verzichten, die adeligen Tagediebe am Hofe kränken, nicht einmal aufkommen ließen. Wo wäre der Mann gewesen — und wäre er gewesen, wo hätte er den Mut hergenommen — das majestätsbeleidigende und geschäftsstörende Wort auch nur auszusprechen? Von der Gesinnung des Regenten legten zwei verbürgte Tatsachen, an anderer Stelle erzählt, Zeugnis ab: die Geschichte vom Diamanten Pitt und von der Mitgift seiner Tochter. Ob er mit dem hochwürdigen Spitzbuben, seinem Erzieher, Kuppler und späteren allmächtigen Minister und Kardinal Dubois im Kronrat über die verzweifelte Finanzlage beriet oder im Kreise seiner Roués (Geräderte, wie er die Genossen seiner Abendunterhaltungen bezeichnenderweise nannte), immer war er derselbe: unterrichtet, begabt, ziemlich frei denkend, nichts Schlechtes wollend, aber alles Üble tuend und zulassend, nur darauf bedacht, jederzeit die Mit-

tel für seinen kostspieligen Freudenbetrieb bereit zu haben.

Diesem Mächtigsten Frankreichs wußte sich im entscheidenden Augenblick ein genialer Abenteurer zu nähern.

Der Hexenmeister

Zu wissen sei es jedem, ders begehrt:
Der Zettel hier ist tausend Kronen wert.
Ihm liegt gesichert als gewisses Pfand
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.

Goethe, „Faust“.

John Law war Schotte von Geburt, Sohn eines Goldschmieds und Geldwechslers von adeliger Herkunft aus der Familie Lauriston. Schöne Erscheinung, ein überaus gewandtes und gewinnendes Wesen, nicht gewöhnliche Bildung und was sonst den Hochstapler von Rang und Erfolg macht, wiesen ihm bald den Weg, der den Glücklichen zu den Höhen der Gesellschaft, den Versagenden ins Zuchthaus führt. Er wandte sich nach London, wo er rasch Zutritt in die vornehmsten Kreise fand. Eine Zeitlang soll er zum engsten Umgang des

Prinzen von Wales gehört haben. Während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts war das Spiel das Vergnügen der Vornehmen und der Erwerb der Geschickten, die von der Torheit und den Ausschweifungen der großen Welt lebten. Law soll dabei besonderes Glück gehabt haben; man sagt, daß er, wie es so hübsch in „Minna von Barnhelm" heißt, das Glück der Karten zu korrigieren verstanden hätte. Aber wie immer es auch gewesen sein möge, so steht fest, daß sein zu großes Glück ihn in Ehrenhändel verwickelte, die mit dem Sieg im Zweikampf gegen einen vornehmen Herrn endeten und ihn zwangen, den zu heiß gewordenen Boden Londons zu verlassen. Das Leben der Abenteurer jenes Jahrhunderts der Cagliostros, Saint Germains, Casanovas und unzähliger anderer führte ihn in so ziemlich alle Hauptstädte Europas.

In Paris spielte er bei der Duclos, die als die glänzendste Darstellerin der Comédie, als eine der Geliebten des Regenten und als Vermittlerin von Liebesfreuden für hohe Herren, reichgewordene Börsenleute und Fremde bekannt

war. Zugleich hielt sie offenes Haus nach der Sitte der Zeit, das heißt, es wurde bei ihr gespielt, und sie war an den Gewinnen der Bankhalter beteiligt. Es ist nicht bewiesen, aber gewiß nicht unwahrscheinlich, daß sie es war, die die ersten Beziehungen zwischen dem Regenten und ihrem Geschäftsfreunde, dem gesellschaftlich und geschäftlich gleich gewandten Schotten, vermittelt hat.

Aus Genua, Venedig, Rom, Turin, von wo er binnen vierundzwanzig Stunden ausgewiesen wurde, aus Florenz, aus deutschen Hauptstädten und aus Wien gibt es Berichte über seine Anwesenheit. Die Kunde vom Wechsel der Regierung und der Anschauungen lockte ihn wieder nach Paris, wo er die Bekanntschaft des Regenten erneuerte und sein Vertrauen gewann. Im Mai 1716 gründete er die Banque Generale, ein kleines Unternehmen mit nicht mehr als sechs Millionen Kapital, aber mit bedeutenden Vorrechten ausgestattet. So durfte sie zum Beispiel Noten ausgeben, die bei allen Zahlungen von Steuern und Abgaben zum vollen Nennwert angenommen werden mußten,

wovon sie in der stattlichen Höhe von siebzig Millionen Gebrauch machte.

Diese Banknoten waren sehr einfach hergestellt, wodurch sie sich von vielen der Gegenwart vorteilhaft unterscheiden. Nicht unterschieden waren sie dagegen durch ihren Wortlaut, der schon die große Lüge unserer Banknoten enthielt, das irreführende, bewußt unwahre Versprechen: „Die Bank verspricht dem Überbringer so und so viele Livres in klingender Münze zu bezahlen", das Versprechen, das von allen Banken der Welt gegeben wird und von dem fast alle nur zu genau wissen, daß sie nicht daran denken und auch nicht imstande wären, es zu halten.

Es heißt, daß Law den Regenten schon damals für seine weiterreichenden Pläne gewonnen habe, daß es aber dem Einfluß des Finanzministers, Herzog von Noailles, gelungen sei, ihre Ausführung zu verhindern. Auch versprach man sich Rettung von der Erfindung des Visa.

Hier kommen wir auf Verhältnisse, die auf das Überraschendste denen gleichen, die wir nach dem Kriege mit Schaudern und Entrüstung erlebt haben: die berüchtigte österreichische Vermögensabgabe von 1920 gleicht dem Visa von 1716 wie ein faules Ei dem anderen [1]).

Die Lage des Staatsschatzes war verzweifelt geworden. Wie konnte es auch anders sein unter einer Regierung, die anders als die frühere, aber nicht weniger verschwenderisch mit den dem Volke abgepreßten Geldern umging? Zwei Beispiele mögen genügen. Inmitten der

[1]) Und wer weiß, ob sich nicht, während dies geschrieben wird, in Frankreich wieder ganz Ähnliches vorbereitet. Wieder ist es nach einem großen siegreichen Kriege, der das Volk ins Unglück, den Staat in unerträgliche Schulden stürzte. Wieder vollendete die Verschwendung, der Leichtsinn der Friedenszeit die Zerstörungsarbeit. Man kauft keine Diamanten und gibt den Töchtern keine Mitgift aus Staatsmitteln; aber ist nicht viel ärgere Verschwendung im Militarismus, der sich zu Hause nicht Genüge tut, sondern auch noch den ganzen erweiterten Balkan und andere der neuen Staaten finanziert? Nichts vergessen und nichts gelernt zu haben, ist der Fluch, an dem herrschende Klassen zugrunde gehen.

ärgsten Ebbe in den Kassen, kaufte der Regent von einem Engländer Pitt den größten und schönsten aller damals bekannten Brillanten, 130 Karat schwer, um ihn seiner Geliebten, Frau von Parabère, zu schenken. Er kostete — nicht dem Regenten, sondern dem fast leeren Staatsschatz — 12 Millionen Livres. Auf sonderbaren Wegen in den Staatsbesitz zurückgekehrt, führt er noch immer den Namen des Käufers „Le Regent".

Das zweite Beispiel: Der Regent war ein liebevoller Vater. Seine älteste Tochter, die Herzogin von Berry, soll er sogar zu zärtlich geliebt haben. So behaupteten wenigstens seine Feinde, und seine Freunde hörten es ohne Entrüstung erzählen. Die Pflicht der geschichtlichen Wahrheit gebietet allerdings festzustellen, daß Beweise für die abscheuliche Behauptung nicht vorliegen. Eine andere Tochter heiratete den Herzog von Modena. Der zärtliche Vater wollte sein Kind nicht ohne Mitgift in ihre neue Heimat ziehen lassen; der liebende junge Gatte hätte sie wahrscheinlich auch ohne Mitgift nicht genommen. Vier Mil-

ELISABETH CHARLOTTE
von der Pfalz

FRANÇOISE VON ORLÉANS

Gattin des Regenten

lionen erschienen angemessen. Der Regent entblödete sich nicht, sie sich von seinem sechs- oder siebenjährigen königlichen Mündel aus dem Staatsschatz bezahlen zu lassen. Und dies zu einer Zeit, wo die Geldnot so groß war, daß die Pensionen ganz unregelmäßig gezahlt wurden, die Soldaten ihren Lohn nur nach Aufständen und auch dann nur zum Teil erhielten und viele diplomatische Vertreter im Ausland so lang ohne Geld gelassen wurden, daß sie außerstande waren, ihre Briefe zur Post zu geben! Leicht vermag man sich vorzustellen, zumal da wir ganz Ähnliches nach dem Kriege erlebt haben, wie Handel und Verkehr, Kleinbürgertum und Arbeiter leiden mußten. Die Verzweiflung war so arg, daß einsichtige Leute schon damals an Revolution dachten. Die anderen dachten an Bankrott. Der Vorschlag wurde zurückgewiesen, angeblich weil es die Ehre des Staates, die als Vorwand für so viel Schändliches dienen muß, nicht zuließ. Sie gestattete zwar, daß man die Pensionisten verhungern, die Industrie und mit ihr die Arbeiter zugrunde gehen ließ und dem Bauer das letzte

Kalb aus dem Stalle wegtrieb; aber sie gestattete den Bankrott nicht, der die alten Reichen, die Vornehmen um einen Teil ihrer dem Staate geraubten Einkünfte gebracht haben würde und Hochadel und Hochgeistlichkeit mit dem Verlust eines Bruchteiles ihrer Vorrechte bedrohen konnte.

Das Visa war ein willkommener Ersatz für den Bankrott. Sein Name klang etwas besser und machte es möglich, zu schonen, wer aus diesem oder jenem Grunde geschont werden sollte: wucherische Herren und Damen vom Hofe, Mätressen, die ihren Schandlohn behalten wollten; Lieferanten, die zu freundschaftlich mit hohen Beamten geteilt hatten, als daß man ihnen nicht jetzt Gegengefälligkeit hätte bieten wollen — oder müssen; endlich alle, die es verstanden hätten, sich Beziehungen zu einflußreichen Höflingen oder Geliebten zu sichern. Mit strenger Gerechtigkeit durchgeführt, hätte dieses Visa Rettung bringen oder doch wenigstens den großen Zusammenbruch hinausschieben und den Zorn des Volkes einigermaßen mildern können; so wie es durch-

geführt wurde, beschleunigte es das fürchterliche Ende und steigerte durch die aufreizenden Ungerechtigkeiten die Wut, die in den Schreckenstagen von 1791 bis 1793 ihren fürchterlichen aber begreiflichen Ausdruck fand.

Es wurde ein Gerichtshof eingesetzt, der alle Vermögen prüfen sollte, ob sie nicht etwa durch Spekulation mit Staatspapieren, durch unerlaubte Bereicherung an Kriegslieferungen oder sonst auf unzulässige Weise entstanden seien. Wegen des schonungslosen Vorgehens in manchen Fällen nannte das Volk, das erst viel später von den mißbräuchlichen Ausnahmen erfuhr, das Gericht la Chambre ardente, die Glutkammer.

Eine Verordnung vom Dezember 1715 verpflichtete die Inhaber von Staatsnoten, sie zur Prüfung einzureichen. Eine andere, vom Mai 1716, verkündete das Visa. Gleichzeitig griff man auch nach dem ewigen Mittel aller durch Verschwendung, Mißwirtschaft, Unverstand oder Krieg in Schulden gestürzten Staaten: zur Münzverfälschung, jetzt Inflation genannt.

Alles Gold mußte ausgeliefert werden. Der Louisdor, vierzehn Livres wert, wurde von der Staatskasse für sechzehn eingezogen und mußte, umgeprägt, für zwanzig angenommen werden.

Der Erfolg des Visa war, wie er erwartet werden konnte. Der größte Teil der Besitzer entzog sich dem Gericht, obgleich man der Angeberei die Tore sperrangelweit geöffnet hatte, den Angestellten, den Dienstleuten, ja sogar den eigenen Kindern Anzeigerlohn, tiefstes Schweigen und Freispruch von der Sünde gegen die Eltern zugesichert war. Selbstverständlich standen auf Verschweigen des eigenen Besitzes die schwersten Strafen. Es kostete Geld und bürgerliche Ehre. Insbesondere gefährlich war die Bestimmung, daß Wertpapiere, die nicht den Stempel des Gerichtes trugen — daher der Name Visa — ungültig erklärt werden sollten. Trotz alledem war das Ergebnis kläglich: Um 350 Millionen wurde die Staatsschuld herabgesetzt, und auch von diesen wurden 55 für andere, niemals bekannt gewordene Zwecke unterschlagen. Alle

Hofleute wurden gänzlich verschont, ebenso wer Verbindungen bei Hofe, mit Geistlichen oder mit den allmächtigen Mätressen hoher Herren hatte. Die Kaufleute und Geschäftemacher aber zogen die entfernte Gefahr der Ungültigkeit der sicheren des Aufdeckens ihrer Gewinne vor. Diese Zurückhaltung schlug ihnen gut an. Drei Jahre später, im Taumel des volkswirtschaftlichen Aufschwungs, wurden ihre nicht abgestempelten und nicht im Werte herabgesetzten Papiere voll bezahlt.

Wer erinnerte sich nicht bei diesen Geschehnissen der Erlebnisse von 1921 in Österreich? Wie damals meldeten jetzt nur zum kleinsten Teil die Besitzenden, zumeist die sehr wenig Besitzenden, ihr Eigentum zur Vermögensabgabe an, die deshalb einen ebenso kläglichen Verlauf wie ihre Vorgängerin nahm. Wie damals blieb verschont, wer gute Beziehungen hatte, und gleichfalls wie zu jener Zeit schlug es den Kriegsgewinnlern und Börsenspielern, den durch das allgemeine Unglück der Kriegsfolgen und der Geldentwertung plötzlich Reichgewordenen gut an, daß

sie dem Gesetz eine Nase drehten. Wer hat je davon gehört, daß ihnen das geringste Leid geschehen wäre, oder daß sich die sonst so unbarmherzig strengen Steuerbehörden um sie und ihre Beute gekümmert hätten? Das Visa von 1921 traf, wie die Vermögensabgabe von 1719, nur die ängstlichen oder gewissenhaften kleinen Leute; die Reichen behielten ihren Besitz ungeschmälert, bis sie, wie ihre Vorgänger von 1716, im Börsentreiben von 1921 bis 1923, mit Gewinn verkaufen konnten. So wenig hat sich die große Welt gebessert und ist die des kleinen Volks vernünftiger geworden.

Der Mißerfolg des Visa zwang zu anderen, besseres Ergebnis versprechenden Auskunftsmitteln und lenkte die Aufmerksamkeit auf den gefälligen Schotten, der allerdings den Fehler hatte, Protestant zu sein — ungefähr so, wie wenn sich später ein Jude als Retter in der Not vorstellte: man bediente sich seiner, weil man nicht anders konnte, aber ungern; dagegen bot sein Plan nicht nur die Hoffnung des Ausweges aus der verzweifelten Lage, sondern ließ auch reichen Gewinn für

die eigenen hohen und höchsten Taschen erwarten. Es gelang der Ausdauer und Gewandtheit Laws, die zahlreichen Widerstände zu besiegen. In einer Beratung, ganz im geheimen, an der außer dem Regenten und Law nur noch der Herzog von Bourbon, der Herzog von Antin und der Siegelbewahrer teilnahmen, wurde am 4. Dezember 1718 der wichtige Beschluß gefaßt. Der Schatzkanzler wurde erst zugezogen, als es nur noch Jasagen gab. Der Regent erklärte ganz einfach, daß er in Erkenntnis der glücklichen Wirkung auf den Handel, den die Generalbank des Herrn Law übe, geglaubt habe, den Plan des genannten Herrn Law annehmen zu sollen, dahingehend, daß die Generalbank in eine königliche Bank umgewandelt werde, die im Namen und nach den Befehlen des Königs verwaltet würde. Zu diesem Zwecke sollten die zwölfhundert Aktien zu tausend Talern (der Taler gleich fünf Livres) zurückgekauft und der König alleiniger Eigentümer werden. (Man wird später sehen, daß und zu welchem Börsenkurse sich Se. Majestät entschloß, seine ge-

treuen Untertanen Miteigentümer werden zu lassen.)

Zum ersten weltbewegenden Börsenschwindel wurde an diesem Tage der Grund gelegt. Er sollte ein hoher Feiertag — in ihrem Kalender rot angestrichen — für Bankdirektoren, Börsenspieler und alle anderen sein, die aus der geldgierigen Leichtgläubigkeit der großen Menge ein Leben der Macht und des Genusses gewinnen. An diesem 4. Dezember kam ein neuer Grundsatz in die Welt: daß es Menschen gestattet und von Staats wegen mit allen Mitteln ermöglicht sei, Preisveränderungen der Wertpapiere — wobei der Ton auf dem Papiere, nicht auf dem Werte liegt — nach Willkür hervorzurufen und dadurch zu Geld, Einfluß und Macht zu gelangen. Um diese ganze verhängnisvolle Schöpfung mit einigen Worten zu bezeichnen: Das Aktienwesen und die Börse mit ihrem Spiel auf die Kursschwankungen waren entstanden.

Das ganze Börsenwesen kam fix und fertig zur Welt, mit allen Tücken und Listen, die von manchen Uneingeweihten für eine Erfin-

dung der jüngsten Zeit gehalten werden. Es wird noch oft im Laufe dieser Geschichte des „Systems" Anlaß sein, auf die merkwürdigen Gleichheiten des Betrugs von 1718—22 und jetzt hinzuweisen. „System" nannte man es, nicht weil es systematischer Betrug war, sondern weil die Betrüger glauben machten, daß ihrem Treiben ein bisher unbekannter, volkswirtschaftlicher Plan, ein System, zugrunde liege. Später, als der allgemeine Taumel größere Offenheit zuließ, nannte man es nicht länger „Das System", mit welchem Namen sich etwas Geheimnisvolles, eine Art Dogma der Religion Mammons verknüpft, sondern „Mississippi"!

Law

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.
Schiller, „Wallenstein". Prolog.

Vielfach wird angenommen, daß Law ehrlich gewesen sei. Die Mehrzahl der Geschichtsschreiber hält ihn dafür. Allerdings muß dieses Urteil genau geprüft werden. Die meisten von ihnen schrieben zu einer Zeit, wo das wahre Wesen der Geldmenschen noch wenig bekannt war. Man wußte noch nicht, daß der Eigennutz die ureigentlichste Triebfeder ihres Handelns ist und sein muß, was natürlich nicht hindert, daß er unter schönklingenden Redensarten von Volkswohl, „System", Patriotismus, volkswirtschaftlichem Nutzen usw. verborgen wird. Haben wir es doch erlebt, daß sogar die verbrecherischen Kriegsanleihen von geschickten

und gewissenlosen Federn im Solde der Banken mit diesen oder ähnlichen Redensarten angepriesen wurden.

Law war zweifellos ein sehr gebildeter Mensch. Im Gegensatze zu den meisten seiner Nachfolger schrieb er gewandt und gut, und seine Flugschriften und Aufsätze im „Mercure de France“ machen sogar den Eindruck, als hätte er an das geglaubt, was er sagte. Möglicherweise war es auch anfangs so. Aber später zeigte sich deutlich auch bei ihm die sittenverderbende und meinungraubende Vergiftung durch Börsengewinn und die Lust, ihn zuerst zu vermehren, und später, am Tag der großen Abrechnung, mit allen Mitteln der Lüge und des Betruges zu verteidigen. Was so oft von den Anwälten der Ehrlichkeit Laws angeführt wird: daß er bei der Gründung zwei Millionen besaß, es also nicht nötig gehabt habe, zu schwindeln, beweist so wenig wie die andere Tatsache, daß er als armer Mann beim Zusammenbruch aus Frankreich gegangen ist. Wer zwei Millionen besitzt, strebt nur allzu oft nach größerem Besitz und höherer Macht,

wobei man noch fragen kann, warum ihn diese zwei Millionen vom Börsenspiel hätten abhalten sollen, wenn sie ihn nicht gehindert hatten, Berufsglückspieler zu sein. Und daß er arm war, als es zu Ende gegangen? Als wäre es nicht das hervorstechendste Kennzeichen des Glücksritters, daß er alles auf eine Karte setzt. Möge er mit seinem und fremdem Gelde auf der Börse oder am grünen Tisch spielen oder auf blutigen Schlachtfeldern, wo hunderttausend Menschenleben der Einsatz sind: immer und überall meint er bis zum letzten, unwiderruflich entscheidenden Augenblick, er werde das Glück zwingen, und Law unterscheidet sich dadurch nicht von Ludwig XIV. oder Napoleon. Ebensogut wie aus der Armut seines Endes auf seine Ehrlichkeit, könnte man aus Waterloo und Sankt Helena folgern, daß Napoleon nicht vom Willen zum Erobern geleitet worden sei. Haben wir übrigens nicht bei jedem Aktienschwindel und Zusammenbruch dasselbe gesehen? Erleben wir es nicht gerade jetzt im höchsten Maße?

Hören wir über die Frage, ob Law ehrlich

gewesen sei, zwei Stimmen. Der unparteiisch abwägende, die Wahrheit suchende Sismondi sagt in seiner „Geschichte der Franzosen“: „Er fing mit loyalen Mitteln an, aber durch den Erfolg und nach und nach durch die Schwierigkeiten fortgerissen, anfangs glaubend, das Wohl des Landes zu bewirken, und später hoffend, ein schreckliches Übel hinauszuschieben oder abzuwenden, griff er zuerst zu allen Kunststücken, die die Einbildung des Volkes verführen können, und dann zu den quälerischesten und despotischesten Maßregeln, um aufrecht zu halten, was er angefangen hatte.“

Und ein Größerer, Voltaire, der als junger Mensch Zeitgenosse Laws gewesen war, sagt: „Law, selbst durch sein System verführt und trunken durch die allgemeine Trunkenheit, hatte so viel Noten fabriziert, daß der eingebildete Wert seiner Aktien im Jahre 1791 das Achtzigfache des ganzen Geldes betrug, das möglicherweise im Königreiche im Umlauf gewesen war.“

Zeitgenossen schildern ihn als einen Mann,

der überall aufgefallen wäre. Wenn er ein Abenteurer war, so verstand er es, diese Rolle mit Vornehmheit zu spielen. Er war von hoher Gestalt, schönen Gesichtszügen, ausgezeichneten Umgangsformen und voll von Anziehungen aller Art. Auch seine Ankläger anerkannten in ihm den Mann von Ehre und den großmütigen Freund. Obgleich reicher geworden als die meisten Herrscher, veränderte er sich nicht in seinen Anschauungen. Sein Haus blieb einfach, bescheiden, gastfreundlich.

Er lebte mit einer Frau, die ungefähr seines Alters sein mochte, und der er aufs innigste zugetan war. Es war ein Verhältnis, wie es in dem damaligen Paris der schlimmsten Sittenlosigkeit der Ehen selten zu finden war. Trotzdem, oder gerade deshalb, wurde vielfach behauptet, daß sie gar nicht verheiratet waren. Sie hieß Chatarine Knowles und war die Schwester des englischen Grafen Bunbury. Groß, schlank, mit sehr vornehmen Umgangsformen, hätte sie auch für sehr schön gelten könnnen, ohne einen roten Fleck, der das linke Auge und einen Teil der Wange verunstaltete.

Der Herzog von Saint-Simon nennt sie in seiner blaublütigen Überhebung hochmütig, anmaßend im Gespräch und in der Art, wie sie Huldigungen entgegennahm und kaum oder gar nicht erwiderte. Sie machte selten Besuche, sondern empfing nur in ihrem Hause.

Leider und merkwürdigerweise gibt es kein Bild, keine Zeichnung, keinen Kupferstich, der uns zeigte, wie die Frau aussah, der eine Zeitlang ganz Frankreich und die Vertreter aller ausländischen Vornehmheit zu Füßen lagen.

Als ihr Gatte von der höchsten Höhe der Macht herabstürzte, benahm sie sich wie die beste der Frauen. Sie gab widerspruchslos alles her, das zu Geld gemacht werden konnte; das gestanden auch die Feinde zu. Sie folgte Law in die Verbannung, die dem gefallenen Zauberer nur Enttäuschung und Entbehrung bringen konnte, aber sie folgte ihm erst, nachdem sie alles bezahlt hatte, was sie persönlich und für ihren aufgelösten Haushalt schuldig war. Law, der sie zärtlich liebte, setzte sie in dem letzten Willen, den er in Venedig am 19. März 1729 errichtete, zu seiner Universalerbin ein.

Allerdings hatte er damals nicht mehr viel zu hinterlassen. Der Mann, der ungezählte Millionen verschenkt hatte, hinterließ als ganze Erbschaft einige Bilder und einen Diamanten im Werte von 40 000 Livres, der aber für die Darlehen verpfändet war, zu denen ihn seine Notlage gezwungen hatte.

Lassen wir übrigens unentschieden, ob Laws Absichten ehrlich gewesen seien, und wenden wir uns vielmehr seinen Taten zu. Vorher aber noch einige Worte über die wirtschaftlichen Gedanken, die seiner Gründung zugrunde lagen oder die er wenigstens als ihre Grundlage bezeichnete. Sie sind für uns hauptsächlich deshalb bemerkenswert, weil sich auch hier überraschende Ähnlichkeiten mit Gedanken zeigen, die die Geldentwertung und die Papierüberschwemmung unserer Tage begleiteten und zu begründen versuchten. Nach Law haben die Edelmetalle nur einen übereingekommenen Wert. Die Menschen könnten freiwillig vereinbaren oder genötigt werden ebenso bezüglich des Papiers übereinzukommen und hätten dann den Vorteil, Geld unbe-

HERZOGIN VON BERRY

HERZOGIN VON FALARI

grenzt vermehren zu können. Es würde aufhören, selten und teuer zu sein, was nach Law Ursache des Elends des Staates und der einzelnen Bürger ist. Überdies böte das Papiergeld noch den Vorzug der sicheren Aufbewahrung und des bequemeren Verkehrs und würde der Tyrannei einzelner Besitzer toter Schätze über das ganze Volk durch die Besitzer der lebenden Schätze: Erfindungskraft, Unternehmungslust und Arbeit, ein Ende machen. Er verlangte deshalb, daß die königliche Bank die Stelle werde, wo alles Edelmetall, gemünzt oder in Barren, zu hinterlegen sei, und die an dessen Stelle Banknoten unbegrenzt oder, besgesagt, nur durch das Bedürfnis begrenzt, auszugeben berechtigt und verpflichtet wäre.

Dies war in den äußersten Umrissen das „System". Heute durchschaut auch der volkswirtschaftlich Ungebildete die Trugschlüsse; die Erfahrungen der Papiergeldüberschwemmung haben ihn belehrt und aufgeklärt. Er weiß, was die unbegrenzte Vermehrung des Banknotenumlaufes bedeutet: die Entwertung der Kaufkraft der Noten, die rasende Preissteige-

rung der unentbehrlichen Waren, eine viel langsamere Erhöhung des Einkommens, insbesondere des festen Einkommens, deshalb die frevelhafteste Bereicherung einzelner Großunternehmer und Spekulanten bei immer unerträglicherer Not der Arbeitenden. Wir wissen, weil wir es mitgemacht haben, wie das ins Ungemessene vermehrte Papiergeld eine künstliche und darum vorübergehende Blüte der Wirtschaft hervorruft; wir haben noch nicht die Gründungen vergessen, deren einzige Grundlage ein blindes Vertrauen war: die Banken, die aus dem Boden schossen wie die Giftpilze nach einem warmen Regen; die Filialen an jeder Straßenecke, nicht selten vier an den vier Straßenecken einer Kreuzung; die Industrie-Aktiengesellschaften mit irrsinnig verwässertem Aktienkapital, das zu unverantwortlich hohen Preisen auf den Markt gebracht wurde; die Verleitung zum Börsenspiel und die Spekulanten — auch Bankdirektoren oder Bankpräsidenten genannt — die aus den Gewinnen beim Hexensabbat des Papiergeldes Paläste, Kunstschätze, Mätressen, Guthabungen

bei sicheren Banken des Auslandes und andere sichere oder angenehme Kapitalsanlagen machten.

Damals kannte man die Lehren noch nicht, die wir mit so furchtbaren Opfern erkauft haben. Man glaubte noch an die wunderwirkende Kraft des ohne jede Sicherheit beliebig vermehrten Geldumlaufs, der ohne andere Arbeit als die der Männer an der Druckerpresse Reichtümer schaffe. Nur wenige wußten, was die bei Tag und Nacht klappernden Maschinen in der Strauchgasse brachten, wo während des Krieges die Banknoten der österreichisch-ungarischen Bank fabriziert wurden; damals ahnten es nur wenige, und diese hüteten sorgfältig ein Geheimnis, das beim Ende mit Schrecken ihnen neue Bereicherung bringen sollte. Alle anderen glaubten an das große Wunder. Die Höflinge und ihr Anhang erwarteten, daß der protestantische Rotürier — wie die vornehmen Tagediebe geringschätzig jeden nannten, der nicht in vornehmem Nichtstun dem König das Geld seines Volkes aus der Tasche stahl — den Staatsschatz reich machen und von allen Sor-

gen und Nötigungen zu sparen, befreien werde, damit sie wieder ungehemmt aus ihm schöpfen könnten; das niedrige Volk — was hätte es zu verlieren gehabt? — glaubte an dieses Wunder, wie man es gelehrt und gezwungen hatte, an die anderen zu glauben; die Geld oder Geldeswert besaßen, wurden durch die Verordnungen Laws gezwungen — die meisten ließen sich gerne zwingen —, ihr Vermögen dem System anzuvertrauen, das ihnen reichsten Gewinn ohne Mühe versprach.

Sogar als es schon unverkennbar zu Ende ging, tauchten noch Pläne auf, denen eine gewisse Großzügigkeit nicht abzusprechen ist. Allerdings blieb es — auch darin spätere Zeiten vorahnend — bei den großzügigen Plänen.

Ein Ratgeber Laws im stillen, aber von größtem Einflusse, war Bernard Renault d'Eligsaguray, wegen seiner zwerghaften Gestalt allgemein der kleine Renault genannt. Er war Mathematiker, Volkswirt, Philosoph; ein sanfter, bescheidener Mensch und inmitten der beutegierigen Meute ein sehr ehrlicher. Schon Ludwig XIV., ein hervorragender Menschen-

kenner und groß in der Kunst, den Tüchtigen ihren Platz anzuweisen, hatte seinen Rat in schwierigen Fragen benützt. Auch Law bediente sich seiner Kenntnisse und Erfahrungen, so wie ja auch heutzutage die großen Finanzgaukler ehrenwerte, weltunkundige Gelehrte ausnützen. Diese Zusammenarbeit führte zu einem ganz merkwürdigen Plane.

Im Mai 1719 schlug Law nach dem Gedanken Renaults eine Einkommensteuer vor, die — man beachte es wohl: vor zweihundert Jahren! — allgemein sein, also auch die bisher Steuerbefreiten und Steuerbegünstigten, den Adel aller Spielarten, die Geistlichkeit, das Hofgesindel treffen sollte. Außerdem sollte der Steuersatz mit der Höhe des Einkommens steigen. Wie man sieht, eine Steuer, wie sie sich erst jetzt unter der erziehenden Wirkung des Sozialismus nach und nach durchsetzt.

Die Bedrohten wehrten sich selbstverständlich. Sie setzten es durch, daß zunächst, auf die Dauer eines Jahres, in einem Winkel Frankreichs, im Bezirke La Rochelle, ein Versuch gemacht werde. Ehe das Jahr um war, war

Renault tot. „Trotz seiner reinen Hände — oder vielleicht eben ihretwegen — hatten ihn Haß und Verleumdung getötet.“ So erzählen die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Die Akademie der Wissenschaften wählte Law zu seinem Nachfolger. Von der sozialen Steuer war in der Weißglut des Börsenschwindels nicht länger die Rede.

Die Straße Quincampoix

Im ältesten Teile von Paris gab es eine Straße von uralten gichtbrüchigen Häusern, übelriechend und in ihrer winkeligen Enge von nie erneuerter Luft gefüllt; es war die Rue Quincampoix, so genannt nach dem ausgestorbenen Adelsgeschlechte mit dem lateinischen Namen Quinque Camporum, von den fünf Feldern, dessen Stadtfestung dort im Mittelalter gestanden hatte. Zwischen den Straßen St. Denis und St. Martin liegend, war sie etwa vierhundertfünfzig Schritte lang und fünf breit und bestand aus neunzig Häusern.

Obwohl ihr großer Ruf erst von Law herstammt, ist es nur gerecht, zu sagen, daß schon die letzten Plünderungen Ludwigs XIV. dort den Wucher und das Spiel eingebürgert hatten. Christliche und jüdische Geldhändler

bewohnten die Straße. Im Einverständnis mit den Staatskassierern kauften sie die Zahlungsanweisungen tief unter dem Nennwerte zusammen. Benachbarte Bankiers borgten ihnen den Betrag für jedes einzelne Geschäft gegen die Vergütung von 2 v. H. für die Stunde. Wem fielen nicht hier die Taggelder ein, die in dem Nachkriegsbörsenschwindel eine so verhängnisvolle Rolle gespielt und so sehr dazu beigetragen haben, den Zusammenbruch zu verschärfen? Wie man sieht, gibt es auch da nichts Neues unter der Sonne.

Zur Zeit Laws traten die Vornehmen beider Geschlechter durch die eine Gasse, das gewöhnliche Volk durch die andere ein. Aber so wie der Eingang überschritten war, trat die brüderliche Gleichheit der Gewinngier und des Spieles in ihre Rechte.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatten es die Börsenleute noch nicht so weit gebracht wie in unseren Tagen, sich ihre Spielhöllen vom Staate bauen zu lassen. Die mehr oder weniger griechischen Tempel des beutelleerenden und halsabschneidenden Got-

tes waren noch unbekannt; wer sein Glück den steigenden und fallenden Kursen anvertrauen wollte, mußte außer den Gefahren des schlechten Wetters am Börsenhimmel auch die des wirklichen schlechten Wetters auf sich nehmen. Die Börse fand im Freien, in der Rue Quincampoix statt. Die Gasse selbst und vieles, das sich dort ereignete, ist von der größten sittengeschichtlichen Bedeutung geworden. Nach der griechischen Sage sprang Minerva gepanzert und bewaffnet aus dem Haupte Jupiters; desgleichen entsprang aus dem ersten großen Finanzschwindel Europas, mit allen Listen und Schlichen ausgerüstet, so fertig, daß späteren Zeiten nur ganz wenig hinzuzufügen blieb, die Börse.

Auch die Überlegenen, Kaltblütigen, waren schon da, die nicht auf der Börse, sondern an der Börse gewannen, nicht am Kurstreiben, sondern an denen, die die Kurse trieben. Das waren zunächst die, die mit Häusern in der „Rue", wie sie volkstümlich schlechtweg hieß, spekulieren wollten. Weil aber die Eigentümer wenig geneigt waren, sich ihrer baufälligen

stinkenden Goldquellen zu entäußern, entstand rasch sogar die Spekulation mit Häusermieten. Für sechs- bis achthundert Livres jährlicher Miete mußte jedes solche Haus zwanzig bis vierzig Geschäftsräume geben, von denen jeder zwei- bis vierhundert Livres Monatsmiete brachte.

Alten Wienern werden hier die ganz gleichen Spekulationen der Jahre 1872 und — bis Anfang Mai — 1873 am Schottenring und seiner Umgebung einfallen. Dort ein paar Stuben zu irgendeinem vernünftigen Mietzins zu ergattern, war die Gewähr eines ansehnlichen Gewinnes, da die wie Giftpilze aus der Erde schießenden Banken jeden, auch den unvernünftigsten Mietzins, bezahlten. Sie waren ja sicher, ihn von ihren Opfern mit Wucherzinsen zurückzubekommen. Haben nicht auch die Wiener von 1923 und 1924 ähnliches mit den berüchtigten Bankfilialen und den Handel mit Wohnungen für die neuen Banken erlebt?

Außer diesen Leuten, die ihr Geld arbeiten ließen — so nennt man es auf gut bürgerlich,

wenn einer mit seinem Gelde oder mit geborgtem andere zu arbeiten zwingt —, gab es auch solche, die es mit ihrem Körper taten. Da ist vor allem der weltbekannt gewordene Thiebaut, wegen seines Buckels Äsop genannt. Er wurde ein wohlhabender Mann durch den Einfall, auf diesem seinem Buckel ein Brett festzuschnallen, das er den Spielern zum Schreiben ihrer Schlußzettel und anderer Schriftstücke vermietete. Er soll dadurch mehr als dreimalhunderttausend Livres verdient haben, und verspielte sie nicht. Offenbar hatte er zuviel warnende Beispiele gesehen, wenn auch nur hinten, und hatte, klüger als die anderen, davon gelernt. (Auf dem berühmten Stiche von Humblè ist diese bezeichnende Figur der Börsengasse auf dem zweiten Plane, rechts, abgebildet.)

Ähnliches wird von einem Soldaten Martial erzählt, der statt des ihm von der Stiefmutter Natur versagten Buckels seinen geraden breiten Rücken vermietete. Er war aber nicht nur zu gerade, sondern auch zu groß gewachsen und deshalb nicht so beliebt wie Äsop.

Die Spieler der Rue Quincampoix bezahlten gut. Wie allen ihren Nachfolgern rann ihnen das leicht gewonnene Geld leicht durch die Finger. Wer von neun Uhr morgens bis mittags Tausende gewann, wie hätte der mit kleiner Münze knausern sollen? Auch müssen wohl alle diese Menschen die Empfindung haben, daß ihnen eine Laune des Geschicks alles wieder nehmen könne, außer dem, das sie für ihr Vergnügen ausgegeben hatten. Von dem Wiener Bankmann Königswarter wird ein grausam bezeichnendes Wort erzählt. Wenn er in der Zeit des berüchtigten „volkswirtschaftlichen Aufschwunges“ 1871 bis 1873 das übermütige Treiben der Bank- und Börsenschwindler sah, pflegte er bedauernd zu sagen: „Seht nur, wie die Leute mein Geld hinauswerfen!“ Er wußte: was sie nicht für ihr Vergnügen ausgaben, wäre s e i n Geld geworden. Sogar Gutes tun macht ihnen Vergnügen. Denn wie von den Huren gilt auch von ihnen: Gutherzig sind sie alle.

Es wird berichtet, daß ein Frühstück im Hotel de Louisiana, dem Treffpunkt der Mis-

sissippier, wie Paris höhnisch und neidisch die Spieler nannte, dreihundert Livres kostete. Aber es wird auch damals schon die großzügige Wohltätigkeit gerühmt, die einen Teil des leicht gewonnenen Geldes den Opfern zurückgibt, vorausgesetzt, daß sie darum betteln.

Sie hieß „La Rue“, die Straße schlechthin, wie einst für die unterjochte Welt Rom „Urbs“, die Stadt, geheißen hatte. Der Verkehr in der „Rue“ war polizeilich geregelt. Den Handelspersonen beider Geschlechter diente die Rue des Curs als Zugang, dem gewöhnlichen Volke die Rue Aubry-le-Boucher. Nachher vermischten sich Standespersonen und gewöhnliches Volk. Die Jagd nach dem Gelde kennt keine Standesunterschiede. Die beiden Eingänge waren durch Eisengitter abgesperrt, die die Straßenpolizei beim Klang einer Glocke um sechs Uhr morgens aufsperrte — also sehr zeitig für Paris, das schon damals sehr spät schlafen ging und deshalb auch spät aufzustehen pflegte — und um neun Uhr abends schloß. Während dieser fünfzehn Stunden tobte der Hexensabbat des Börsenschwindels,

aber sie genügten den Spielern nicht. Wie jetzt setzten sie das Treiben in den Kaffeehäusern fort.

Das erste war im Jahre 1671 errichtet worden, nachdem schon 1669 eines in London entstanden war. Als dritte Stadt war Wien nach der Türkenbelagerung 1683 gefolgt. Es sei bei diesem Anlasse erwähnt, daß der Kaffeehandel anfangs ein Staatsmonopol war, das mit ganz modernen Mitteln betrieben wurde. So verschenkte beispielsweise die Pariser königliche Kaffeeregie Proben, um die altväterliche Einbrennsuppe zu verdrängen und den Untertanen den Geschmack an dem neuen Getränk beizubringen. Michelet erzählt, daß jeder Apotheker das neue, die Nerven anpeitschende Getränk verkaufte und auch die Klöster sich beeilten, an dem lohnenden Geschäfte teilzunehmen. Im Sprechzimmer und beim Eingange boten Pförtnerin und Novizen, auf die boshaften Bemerkungen nicht achtend — dem Reinen ist alles rein, namentlich wenn es Geld einträgt — den Vorbeigehenden Kaffee an.

Man darf ohne Übertreibung sagen, daß das

Kaffeehaus der eigentliche Gelegenheitsmacher der Revolutionen war. Weder die große französische noch ihre Nachfolgerinnen und unsere Wiener von 1848 sind so recht denkbar ohne diese Gelegenheiten, sich scheinbar harmlos zu treffen, die politischen Stichworte auszugeben und Aufruhrausschüsse zu bilden, deren wirkliche Bedeutung die Dummheit auch der geriebensten Polizei erst bemerkte, als es zu spät war. Es ist in mancher Hinsicht schade, daß das Proletariat vorwiegend beim verdummenden Bier zusammenkommt; nicht nur wegen der Schädlichkeit des Alkohols, sondern auch wegen der anregenden und aufreizenden Kraft des Kaffees.

Von den Spielern bevorzugt war das Café Procope, dem der beste Mokka nachgerühmt wurde. Auch hatte es Hinterräume mit Glücksspielen, kostspieligen Abendessen und Damen für glückliche Stammgäste der Rue Quincampoix.

Wachleute zu Fuß und zu Pferd überwachten den Verkehr. Das Gedränge der Menschen und der Wagen war fürchterlich. Es gab jede

Woche Erdrückte und Geräderte, so daß die Polizei endlich genötigt war, den Wagenverkehr in der Börsengasse zu untersagen. Vornehme Damen kamen in ihren Prachtkarossen, mit den Bedienten in den stadtbekannten Anzügen und mit den Wappen der höchsten Adelsfamilien auf den Wagenschlägen. Man schämte sich noch nicht. Was sich während der Börsenschwindelzeiten der Gegenwart in der Heimlichkeit der Banken und ihrer berüchtigten Filialen verbirgt, geschah damals am hellichten Tage. Der Tumult und die Eile, die Geschäfte abzuwickeln, waren so groß, daß ein Geistlicher unbestraft Aktien der Kompagnie mit Beerdigungsscheinen bezahlen konnte. Wie der Geschichtsschreiber des Systems, Hautechamp, sagt, war „bei dieser grotesken Vertauschung der Beifall geteilt zwischen der Frechheit und dem Hohne des Betruges".

Den großen Denker und Schriftsteller Montesquieu hinderte sein Amt als Senatspräsident am Parlament — einer Art Verfassungsgerichtshof — durchaus nicht am täglichen Be-

HERZOG VON NOAILLES

LOUIS DUC DE S.T SIMON,
Pair de France Grand D'Espagne.

DER HERZOG VON SAINT-SIMON

such der Börse. Wie er trotzdem — oder deshalb? — von der Bande dachte, zeigt sein Ausspruch: „Alles ist verloren, wenn das einträgliche Gewerbe der Finanzleute auch noch ein geachtetes wird.“ Ebensowenig hielt den großen Fontenelle seine Stellung als Sekretär der Akademie der Wissenschaften ab, die es sich übrigens weder versagte, Law zu ihrem Mitgliede zu ernennen, noch ihn nach dem Zusammenbruch aus ihren Listen zu streichen, als könnte die Preisgabe des gescheiterten Börsenspielers die Preisgabe der wissenschaftlichen Ehre ungeschehen machen. Kriechen vor den Mächtigen und Verrat an den Gefallenen kennzeichnete schon damals die Gelehrsamkeit im Solde der Staatsgewalt.

Die „Rue“ sah aber nicht nur das Volk der niedrig- und hochgeborenen Spieler, vom Herzog bis zu seinem Kutscher, von denen übrigens einige sehr unterhaltende kleine Geschichten erhalten sind. Ein Marquis wird auf dem Wege nach Hause von einem Gußregen überrascht und flüchtet sich unter ein Haustor. Ein vorüberfahrender Wagen hält an. Der Bediente

steigt ab und nähert sich dem Marquis: „Mein Herr bittet um die Ehre, den Herrn Marquis nach Hause bringen zu dürfen!“ Der Marquis nimmt an. Wie er in den Wagen steigt, erkennt er in dem artigen Besitzer seinen früheren Kammerdiener.

Eine andere Geschichte: Der Kutscher Laws läßt sich bei seinem Herrn melden und teilt ihm mit, daß er seinen Dienst sofort aufgebe. Law ist sehr ungehalten. Woher jetzt bei dem übergroßen Bedarf und sofort einen verläßlichen Ersatz nehmen? Der treue Kutscher hat dafür gesorgt. Er hat mit zwei Genossen vom Kutschbock gesprochen: mit dem des Herzogs von Bourbon und dem irgendeines anderen hohen Herrn, beide gleich tüchtig und beide geneigt. „Herr Law mögen wählen! Den andern nehme ich in Dienst.“

Womöglich noch lustiger ist das folgende Geschichtchen, aber nicht recht glaublich, obschon es der ernste und gewissenhafte Lacretelle erzählt. Einer der plötzlich Reichen soll, als er das erste Mal den eigenen Wagen benützen sollte, hinten auf das Trittbrett der Be-

dienten, statt in den Wagen gestiegen sein, wie er es von früher gewohnt war.

Die Briefe der Mutter des Regenten, Elisabeth Charlotte, sind eine Quelle unterhaltender Belehrung. Man darf sie unbedenklich benützen. Sie erzählen nur Wahres.

Eine Dame begegnete dem Wagen des großen Hexenmeisters. Sie schreit ihrem Kutscher zu: „Wirf doch um, Lump! Wirf doch um!" Er warf wirklich um. Wie sie es vorhergesehen hatte, stieg Law aus und kam ihr zu Hilfe. Sie gestand, daß sie nichts anderes wollte, als mit ihm sprechen.

Eine andere Dame, die er nicht empfangen hatte, ließ sich in ihrem Wagen vor das Haus führen, wo er zum Mittagessen eingeladen war, dort mußten Kutscher und Bedienter „Feuer!" rufen. Die Gäste standen vom Tisch auf und liefen hinaus, um zu sehen, wo das Feuer wäre. Als Law mit den anderen aus dem Hause trat, sprang die Dame aus ihrem Wagen, um sich ihm zu nähern. Aber er ergriff die Flucht, als er sie bemerkte.

Ein anderes Mal erzählt sie: Als mein Sohn

eine Herzogin suchte, um seine Enkelin nach Genua zu führen, sagte ein Begleiter zu ihm: „Monseigneur, wenn Sie die Wahl haben wollen, schicken Sie zu Madame Law, dort werden Sie alle beisammen finden.“

Am 3. Dezember 1719 schreibt sie: Alles ist hier schrecklich teuer, die Preise sind auf das Doppelte gestiegen. Aus England schickt man eine Masse Diamanten und schöner Sachen nach Paris. Die Leute, die so schrecklich mit den Aktien gewonnen haben, kaufen alles, ohne zu handeln. Man erzählt unterhaltende Geschichten. Vor einigen Tagen war eine gewisse Madame Degoud in der Oper. Sie sieht in einer Loge eine sehr häßliche, aber mit den schönsten Stoffen bekleidete, mit Diamanten bedeckte Dame treten. Die Tochter der Madame Degoud sagt zu ihr: „Mutter, sehen Sie doch, diese aufgeputzte Dame, mir scheint, das ist unsere Köchin Marie.“ Die Mutter antwortet: „Sei doch ruhig, das ist nicht möglich.“ Die Tochter antwortet: „Mutter, schauen Sie sie doch nur gut an.“ „Ich weiß nicht, was ich davon halten soll,“ sagt

die Mutter, „sie sieht ihr jedenfalls ähnlich."
„Nun," sagte die Dame in der Loge, „ich bin Marie, Ihre Köchin. Ich bin reich geworden und ziehe an, was ich habe. Ich bin niemand etwas schuldig; es macht mir Freude, mich aufzuputzen, ich putze mich auf. Das schadet niemand, was gibt es denn dagegen zu sagen?"

„Ihr könnt' euch denken, wie man vor Lachen platzte. Es gibt Hunderte von ähnlichen Geschichten."

Ein Savoyarde namens Chambry wurde ein reicher Mann, weil er als Stiefelputzer bei einem Bankier Unterhaltungen hören konnte, die ihm Gelegenheit zu einträglichen Aktienspekulationen boten.

Eine Lebensmittelhändlerin in Namur, in der Geschichte des „Systems" als die Chameret bekannt, gewann in wenigen Monaten soviel, um ausgedehnte herrschaftliche Grundstücke in der Provinz zu kaufen und in Paris den Palast, in dem der Erzbischof von Cambray wohnte. Weniger als die meisten anderen, wandelte das Weib vergängliche Börsenmillionen in soliden Grundbesitz um und blieb

reich, als die Seifenblasenvermögen der Spieler längst zerplatzt waren.

Voll Hohn sah das Volk seine großen Herren den Staub von den Schuhen glücklicher Börsenspieler lecken. Der Marquis d'Oyse, Sohn und jüngerer Bruder der Herzoge von Villars-Brancas schämte sich nicht, sich mit der dreijährigen (!) Tochter des Spielers André zu verloben, allerdings unter der vorsichtigen Bedingung, daß ihm die bedungene Mitgift sogleich bezahlt werde. (Mémoires du Duc de Saint-Simon, 18. Band, Seite 189.)

Der Durst nach neuen Vergnügungen schuf die Pariser Luxusindustrie und verbrauchte auch die Luxusmittel der Nachbarvölker. Als Dubois sich einrichten wollte, fand man in Genua weder Damast, noch Velours. Frankreich hatte alles aufgekauft.

Man sah in den Straßen von Paris Schnee aus den Bergen der Auvergne verkaufen, wie früher die Kalifen ihn vom Gipfel des Berges Libanon für das wohllüstige Ägypten hatten bringen lassen. Das ausschließliche Recht dieses Handels ist einem gewissen Bonfond

mit Beschluß des Ministerrates vom 20. Mai 1719 bewilligt worden. Der Preis wurde mit acht Sous für ein Maß ungefähr wie jetzt das Liter festgesetzt.

Ein Riesenbrand vernichtete die Stadt Reims. Neunhundert Häuser brannten nieder. Man fand auf der Brandstätte verschiedene Schlakken, die, wie das berühmte Erz von Korinth, aus zufälligen Verbindungen geschmolzener Metalle entstanden waren. Der Luxus gestaltete und die Mode verbreitete diese traurigen Überreste. Erst durch vergänglichen Schmuck erfuhr die Mehrzahl der Pariser, mit anderen friedlichen Dingen beschäftigt, die Vernichtung der Hauptstadt einer großen Provinz, als die Stadt, in der die französischen Könige gekrönt wurden, besonders angesehen.

Damals kam die Unsitte auf, die Theater in Ballsäle umzuwandeln; es war ein Einfall des Chevaliers von Bouillon, der ihm eine Pension von 6000 Livres des dankbaren Regenten brachte. Selbstverständlich bezahlte sie der großmütige Herzog nicht aus seiner, sondern aus der Staatstasche.

Die Opernbälle waren besonders beliebt, da sie einesteils den Verkehr der hohen Adeligen mit den Weibern reichgewordener Bürger begünstigten und andererseits den Damen der Aristokratie Gelegenheit boten, von den Balletmädchen, den Filles d l'Opéra, zu lernen, was ihre Gatten, die Herzoge und Prinzen, besonders fesselte. Gelehrige Schülerinnen, übertrafen sie bald ihre Lehrerinnen. Kein Wunder deshalb, daß die Maskenbälle, ein wahres Babel der freiesten Sitten, einen unglaublichen Zulauf hatten und zum Ruf von Paris als Fremdenstadt Europas den Grund legten. Die größte Einnahme brachten sie im Winter 1719/20, zur Zeit des ärgsten Börsentreibens: 116000 Livres. Aber auch im Februar 1723, also im Nachkrach, berichtet der Rechtsanwalt Barbier in seinem Tagebuche: Trotz des Elends der Zeit läßt man sich im Fasching nichts abgehen, und der Opernball war sehr besucht.

Die Rue Quincampoix sah, wie schon erwähnt, nicht nur das Volk der Spieler. Sie hatte auch die Ehre, das allerhöchste Frank-

reich zu begrüßen. Die Kurssteigerung hörte anfangs 1720 auf, tägliche Selbstverständlichkeit zu sein. Dunkle Wolken zogen am Börsenhimmel herauf. Die kleinen Leute kauften nicht mehr so blind vertrauend wie früher, und die Großen, die „Eingeweihten“, sahen diese Wendung mit Sorge. Sollten die reichlich strömenden Millionengewinne versiegen? Drohte die Gefahr, daß die hinaufgeschwindelten Papiere ihnen auf dem Halse bleiben würden? Wohl gab es schon fast alle Kniffe und Listen des Börsenbetruges, von den künstlich in Szene gesetzten Kursbewegungen bis zu den Lockanpreisungen des Mercure de France und den bezahlten Reklamen der käuflichen Zeitungen des In- und Auslandes. Aber nicht mißzuverstehende Anzeichen ließen erkennen, daß diese Mittel nicht mehr so recht wirkten; stärkere, zugkräftigere waren erforderlich.

Eines Tages erfuhr ganz Paris — die einen staunend und mit wiederkehrendem Vertrauen, die anderen mit dem verständnisvollen Lächeln des durchschauten Theaterstreichs —, daß den Börsenleuten morgen hoher Besuch

bevorstünde: in Begleitung des Herrn Law würde Se. Majestät König Ludwig XV. die Rue Quincampoix besuchen.

Es geschah. Unter unheimlichem Andrang seiner getreuen Untertanen kamen Se. neunjährige Majestät in die Gasse der Beutelschneider und der Halsabschneider — um zu sehen, wie sehr dies richtig ist, lese man das Abenteuer des Börsenvermittlers mit dem Grafen Horn —, begrüßt von dem begeisterten Rufe der immer loyalen Geldspitzbuben: „Es lebe Se. Majestät und Herr Law!“

Die zeitgenössischen Schriftsteller berichten nicht, ob die Börse an diesem Tage fest war. Wir dürfen es vermuten. Geschickt geleitet, fallen diese mit allen Salben geschmierten Geschäftsleute auf den dümmsten Schwindel hinein. Wie mußte erst in jenen Zeiten geringerer Erfahrung ein königlicher Besuch auf die Börsenspieler wirken, von denen man mehr als von allen anderen betrogenen Betrügern sagen kann: Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen!

Der Appetit kommt beim Essen

Die Ausgabe der Aktien der Compagnie d'Occident hatte beträchtlichen Gewinn gebracht. Man glaubt, daß die Kunst, die Gimpel auf eine Leimrute zu locken, eine Erfindung späterer Zeiten gewesen wäre, insbesondere als die Brüder Pereire in Paris den Credit Mobilier, die erste Börsen- und Spekulationsbank, auf Aktien gründeten, um damit das Monopol des Hauses Rothschild zu brechen, wobei selbstverständlich das Angenehme der Rache mit dem Nützlichen eines groß angelegten Börsenschwindels verbunden werden sollte. Man irrt sich. Diese Kunst ist älter. Schon zu der Zeit, die uns beschäftigt, verstand man sie meisterhaft. Man lese die nachstehende königliche Verordnung, und man wird erkennen, daß sie von keiner Anzeige einer aller-

neuesten Schwindelbank oder eines Bukett-Shop hätte übertroffen werden können. Seine Majestät geruhte zu verordnen:

„Da es Unsere Absicht ist, an den Geschäften der Compagnie und an den Vorteilen, die Wir ihr zugestehen, die größtmöglichste Zahl Unserer Untertanen teilnehmen zu lassen, und damit jedermann nach Maßgabe seiner Mittel daran teilnehmen könne, wollen Wir, daß das Aktienkapital in Aktien zu 500 Livres geteilt sei."

Liegt nicht die ganze kommende Revolution oder mindestens ihr deutliches Vorzeichen in diesen Worten, die den Kutscher und seinen adelsstolzen Marquis gleichstellten, den Praterbudenbesitzer Edme zum Kollegen des Regenten machten und die Freiheit und Gleichheit des Aktienschwindels verkündeten? An die Stelle der Ausbeutung durch den Hochadel trat die Ausbeutung durch die Geldleute, die Demokratie des Bank- und Börsenbetruges des Bürgertums.

Es ist nur zu natürlich, daß ganz Frankreich der Einladung des Animierkönigs folgte. Da-

zu kamen noch andere Reizungen. Die Aktien zu 500 Livres konnten in Staatsnoten (Billets d'Etat) eingezahlt werden, deren amtlicher Kurs 50 v. H. war. Schon dabei ergab sich also ein Gewinn von genau der Hälfte. Im gewöhnlichen Verkehr wurden diese Billets aber nur mit noch viel größeren Verlusten genommen, und es gab Tage, wo sie nicht mehr als den zehnten Teil des Nennwertes galten. Wer also dafür Aktien erwarb, den kosteten sie in Wirklichkeit statt 500 Livres nur 50!

Der Appetit kommt beim Essen, namentlich wenn es so ausgiebige gute Bissen gibt. Die Aktien stiegen sehr beträchtlich. Am 4. Dezember 1718 wurde die Banque Generale Laws in die Banque Royale (königliche Bank) umgewandelt; 12000 Aktien der Compagnie bildeten das Bankkapital von 6 Millionen. Mit dieser Umwandlung begann die ungeheuerste aller Kurstreibereien, für Law und seine hochadeligen Raubgesellen aber die Zeit der verwegenen Aktienausgaben, offenbar nur zu dem Zwecke, daran Riesengewinne einzusacken.

Es gab in Frankreich zwei ganz darniederlie-

gende Handelsgesellschaften, die Compagnie des Indes (Indische Gesellschaft) und die Compagnie de Chine (Chinesische Gesellschaft). Im Mai 1719 wurden beide mit der Compagnie d'Occident vereinigt, die — selbstverständlich — ihr Aktienkapital erhöhte. In Wahrheit war ja die Vereinigung nur der Vorwand zur Aktienausgabe. Es kamen 50000 neue Aktien, jede zu 550 Livres, wovon 50 gleich und die restlichen in zwanzig Monatsraten zu 25 Livres zu zahlen waren. Bei dieser Gelegenheit wurde das Bezugsrecht, gleichfalls anscheinend ein Unfug späterer Zeiten, erfunden: auf vier Aktien der ersten Ausgabe konnte man eine neue gegen Bezahlung des Ausgabepreises beziehen. Eine ausgiebige Kurshinaufsetzung lieferte den nötigen Anreiz, vom Bezugsrecht Gebrauch zu machen.

Es gibt nichts Neues unter der Sonnen, auch nicht unter der, die den Schwindel befruchtend bescheint. Gegen Ende des volkswirtschaftlichen Aufschwunges von 1872/73, der dem großen Krach vorausging, war es gleichfalls eine der beliebtesten, sichersten und häufig-

sten Betrügereien, neue Aktien auszugeben, nachdem man die alten recht hoch hinaufgetrieben hatte. Den Unterschied zwischen dem Nennwerte der neuen und dem Kurse der alten Aktie — nach Abzug der Unkosten — steckten die Gründer ein. Diese neuen Aktien wurden in der Diebssprache der Börse „die Jungen“ genannt. Es gab junge Maklerbank-, junge Bau-Bank-, junge Kahlenbergbahnaktien u. s. weiter. Auch das war schon 1718 bekannt und geübt. Die neuen Aktien der Compagnie wurden „Les Filles“ (die Töchter) genannt und die bald folgenden allerneuesten „Les Petites Filles“ (die Enkelinnen). Welch rührendes Familienbild, die Töchter und Enkelinnen des Schwindels!

Die Töchter stiegen rasch auf 750 Livres. Im Juli erwarb die Compagnie das Münzregal, das Recht, an Stelle des Königs, Frankreich mit mehr oder weniger verfälschten Münzen zu versorgen. Dazu war natürlich wieder die Vermehrung des Aktienkapitals und des Gründergewinnes notwendig. Es wurden, wie im Mai, 50000 Aktien ausgegeben, aber diesmal

schon zu 1000 Livres das Stück. Auf fünf alte eine neue wieder in Raten zahlbar. Der König in seiner unendlichen Güte wollte ja, daß allen seinen getreuen Untertanen die Beteiligung möglich sei, auch denen, die sich das Geld dazu vom Munde absparen mußten. Diese Ausgabe hatte wieder vollen Erfolg und wurde in der Rue Quincampoix mit einer fortdauernden Kurssteigerung der alten und der Filles gefeiert. Dies ist auch ganz begreiflich: man konnte für je fünf dieser Aktien eine neue beziehen, die 1000 kostete, und da die Aktien ein Mehrfaches von 1000 standen, so lag der Gewinnn auf der flachen Hand.

Das war im Juli. Im August wurde das Feuer des Börsenschwindels durch eine Aktienausgabe, die die früheren weit übertraf, zur Weißgluthitze angeblasen.

Law hatte einen einzigen beachtenswerten Mitbewerber: es war das Haus Pâris, vier Brüder, die es in den glorreichen Kriegen des verstorbenen Königs, von Wirtshaussöhnen zum reichsten Bankhause Frankreichs gebracht hatten. Man hat es nicht nötig, Namen

zu nennen, um an ähnliche Aufstiege im Weltkriege zu erinnern. Ebensowenig braucht man zu zeigen, mit welchem Haß und mit welcher Mißgunst der alte Geldadel das Emporkommen der plötzlich Reichen wahrnimmt und zu verhindern sucht. Augenblicklich hatte Law Oberwasser. Die Brüder Pâris wurden gezwungen, den außerordentlich gewinnbringenden Pacht der Steuereintreibung abzutreten.

Nebenbei sei als bezeichnendes Sittenbild erwähnt, daß der Vertrag auf den Namen des Kammerdieners Aymard Lambert des allmächtigen Finanzministers Argenson abgeschlossen worden war, der — der Finanzminister natürlich und nicht der Kammerdiener — seinen Anteil auch an dem neuen Vertrag erhielt. Der Vertrag hatte noch neun Jahre zu laufen und verpflichtete die Pächter zu einer Zahlung von zwölf Millionen jährlich an die königliche Kasse. Man versuche sich auszumalen, um wie viel mehr als schon bisher das steuerpflichtige Volk zugunsten der Aktionäre gepreßt worden sein muß. Eine Vorstellung geben die folgenden Ziffern: den Brüdern Pâris wurde ein

Abstands- und Schmerzensgeld von hundert Millionen gewährt; der Staat erhielt ein Darlehen von 1200 Millionen zu nur 3 v. H. jährlich, was einen ungeheuren Verlust für die Mississippi-Compagnie bedeutete. Außerdem wurden 300000 neue Aktien zu 500 Livres ausgegeben, und zwar zum Bezugspreis von 5000. So viel kosteten sie allerdings nur den Untertanen; die Großen des Reiches bekamen sie zum Nennwert, und da sie auf der Börse schon 8000 und 9000 standen, mag man sich vorstellen, welche ungeheuren Summen die Bevorrechteten geschenkt erhielten. 40000 Stück waren die Beteiligung des Regenten.

Noch besser war Se. Majestät daran. Er bekam 100000 Aktien unentgeltlich, ohne auch nur einen Sou einzuzahlen.

Leser lieben es nicht, daß ihnen lange Ziffernreihen vorgesetzt werden. Es langweilt sie. Sie sind nicht des Goetheschen Satzes eingedenk, daß Zahlen zeigen, wie regiert wird, oder doch, wie regiert werden sollte. Ebensowenig erinnern sie sich des Henkellschen Wortes: Die Statistik, die revolutionärste aller Wis-

senschaften. Die nachfolgenden Ziffern können ihnen nicht erspart bleiben; sie werden die einzigen in diesem Buch sein, das kein Beitrag zur Wirtschafts-, sondern zur Sittengeschichte sein soll.

Die Pachtung der Steuern kostete 52 Millionen, das sind in neun Jahren	468 Millionen
Ablösung an die Brüder Pâris	100 Millionen
Der Zinsenverlust beim Darlehen an den Staat mindestens 3 v. H., also jährlich 36 und in neun Jahren	324 Millionen
zusammen	892 Millionen

Ausgegeben wurden 300 000 Aktien, wovon der König 100 000 unbezahlt erhielt, Begünstigte etwa 50 000 zum Nennwert von 500. Die übrigen 150 000 brachten der Compagnie zum Bezugspreis von 5000 Livres 750 Millionen.

Was mußten die Steuern bringen außer den ungeheuren Kosten der Eintreibung durch Ober- und Unterbeamte, die dafür in der Regel kein Gehalt bezogen, sondern ihre Stel-

len gekauft hatten? Zunächst kam der Pachtschilling von 52 Millionen, dann als Zinsenverlust beim Darlehen an den Staat mindestens 36 Millionen, endlich die Zinsen und die Tilgung der Ablösung mit jährlich 21 Millionen, alles zusammen also 109 Millionen jährlich. Aber wie glücklich wäre das Volk gewesen, hätte es nur das zu bezahlen gehabt! Die 300000 Aktien verlangten Dividende, die sicherlich mit 10 v. H., nicht vom Nennwert, sondern vom Ausgabepreise sehr gering bemessen ist. Law versprach ja in der Generalversammlung nicht weniger als 40 v. H. oder 200 Livres. Die Börse, die die Aktien von 5000 Livres bis auf 18000 trieb, erwartete ohne Zweifel weit höheren Ertrag. Selbst die niedrigere Dividende ergibt aber jährlich 150 Millionen, so daß der Steuerertrag 109 + 150 = 259 Millionen hätte sein müssen. Der Staat hätte davon 52 bekommen, mehr als 200 die Bankleute, die Steuereintreiber und die Aktionäre! So sah die Finanzwirtschaft jener Zeit aus. Man wird später sehen, wie bitter die Aktionäre enttäuscht worden

sind. Ungefähr ebenso hatte die Spekulation gerechnet, als sie glaubte oder den Leichtgläubigen weismachte, daß in Neuösterreich mit seinen 6,5 Millionen verarmten Bewohnern für ein Mehrfaches von Banken und unheimlich mehr Filialen Geschäfte aufzutreiben seien, als früher in dem sechsmal so großen, noch nicht zugrunde gerichteten Altösterreich. In Wahrheit gab es natürlich nur Betrugsgelegenheiten für die Beute der großen und kleinen Gründer. Das Ende war 1720 wie 1924 der Zusammenbruch mit dem kläglichen Ruin der Betrogenen. Und es wird immer wieder so sein, solange die einen, die vielen, glauben werden, es sei möglich, ohne Arbeit Geld zu gewinnen, und die anderen, die wenigen, aus diesem Aberglauben ihre Millionen machen können und dürfen. Nur in einem Punkte war 1720 klüger und anständiger als als 1924: Der Betrüger, vielleicht sogar nur der betrogene Betrüger von 1720 mußte aus dem Lande fliehen, aber sein Vermögen zurücklassen. Die Betrüger von 1924 hatten beides nicht nötig.

Börsenkniffe von damals

Die Geschäfte, das Geld der anderen.
Balzac

Wohin man blickt, findet man in der Geschichte des ersten großen Börsenschwindels Beweise für die Richtigkeit des Ausspruches Hegels, daß sich die Ereignisse wiederholen, und für den grundlegenden Gedanken der materialistischen Geschichtsauffassung, daß nicht das Sein der Menschen die Umstände bestimmt, sondern die Umstände ihr Sein.

Alle Börsenkniffe, den ganzen Hexensabbat von gegenseitiger Täuschung und doch auch von Vereinigung zur Ausplünderung der Außenstehenden, alles, was man geneigt ist, für Erfindungen unserer Zeit anzusehen, findet man vor zweihundert Jahren, denn die Umstände waren dieselben. Vor allem waren

schon die ewig Blinden da, die sich gläubig einreden ließen, man könne ohne Arbeit reich werden, indem man sich aufs Spiel mit denen einläßt, die die bezeichneten Karten in der Hand haben. In manchen Einzelheiten mag es damals etwas naiver hergegangen sein; im großen ganzen aber wird man finden, daß sich die folgenden Proben — wenige aus sehr vielen — so lesen, als wären sie einem wahrheitstreuen Berichte über den Schwindel der allerletzten Jahre entnommen.

In der Rue Quincampoix hatte ein gewisser Papillon sein Börsenkontor. Er war einer der Gewaltigen der Börse, einer von denen, die das schöne und das schlechte Wetter machen. Ein Glockenzeichen in seiner Räuberhöhle, und die Aktien stiegen, weil seine Agenten und Angestellten in der Menge auf der Straße und den Kontors Aktien zu jedem Preis zusammenkauften oder zumindest so taten, als wollten sie es. Die Menge der ewig Unbelehrten, das Publikum genannt, folgte schon damals immer dem Strome oder, treffender, wie die Schafe dem Leithammel, der meistens ein Wolf

im Schafsfelle war und ist; es kaufte niemals, solange die Papiere wohlfeil zu haben waren, sondern immer nur zu steigenden Preisen und am eifrigsten, je unsinniger die Preise hinaufgetrieben waren. Diese Käufe wieder erschreckten die, die früher, aus Angst vor einem Kursrückgange oder um an einem solchen zu gewinnen, Aktien zu niedrigen Kursen verkauft hatten. Diese kauften um jeden Preis zurück und steigerten die Nachfrage und dadurch die Kurse noch mehr. Alles das aber benützte Papillon, um durch andere, in der Öffentlichkeit nicht bekannte Agenten zu diesen steigenden Kursen in der größten Stille und Heimlichkeit die früher aufgekauften Aktien und noch mehr wieder verkaufen zu lassen, worauf sie, wie Hautechamp erzählt, sich wegstahlen.

War das geschehen, so trat sein Spießgeselle, namens Fleury, in Tätigkeit. Beim Ertönen einer Pfeife begaben sich dessen Agenten nach allen Richtungen und begannen das entgegengesetzte Treiben. Sie boten Aktien um jeden Preis an, wie sie die Agenten Papillons um

jeden Preis verlangt hatten, bis die erschreckten Spieler der „Rue“ ihnen folgten, so daß das allseitige drängende Ausgebot die Papiere ebenso rasch fallen machte wie sie früher gestiegen waren. Dies ward die Ebbe, jenes die Flut genannt. Beide Bewegungen vollzogen sich unter lautem Brüllen der Menge, das dem Lärm der Sturzwellen im Ozean glich.

Wie man sieht, ist es bis auf die Glocke und die Pfeife, kindische Hilfsmittel der Anfängerzeit, genau dasselbe betrügerische Spiel wie jetzt. Denn daß man damals Ebbe und Flut nannte, was heute Hausse und Baisse oder flau und fest heißt, macht in der Sache keinen Unterschied. Wer könnte verkennen, daß sich nichts geändert hat, weder die Leichtigkeit, womit die dummen Vögel auf den Leim gingen, noch die bedenkenlose Geschicklichkeit, womit die Vertrauensseligkeit der Vögel in Geld, Landhäuser, Mätressen und andere Luxusgegenstände umgesetzt wurde. Am Schlusse dieser Darstellung wird man erkennen, daß noch eines gleich geblieben ist: wie jetzt, zahlte auch schon damals das Volk die Zeche,

und wie zu allen Zeiten ließ es sich's geduldig gefallen. Nur eines mag uns trösten: siebzig Jahre später riß ihm die Geduld, ausnahmsweise einmal, aber dafür ausgiebig.

Als den genialsten der Börsenräuber betrachteten die Zeitgenossen den Mississippier Le Blanc. Seine größte Gabe war die Kunst, es so einzurichten, daß die Kurse der Papiere stiegen, fielen oder im Gleichgewicht blieben, wie er es für seine Fischzüge brauchte; mit einem Worte, daß die Papiere für gut und billig gehalten wurden, wenn er sie verkaufen wollte, oder für teuer und schlecht, wenn er kaufen wollte. Er war imstande, zu begünstigen oder zu entwerten, und brauchte nur zu wollen, um den ganzen Platz in Brand zu setzen. Auch er gab den einen den Auftrag, offen und mit Lärm zu kaufen, den anderen, heimlich und in der Stille eine viel größere Menge zu verkaufen, wobei er die größte Kunst des Börsenbetruges verstand: seine Miene zeigte immer das Gegenteil dessen, was seine eigentliche Absicht war. Wer glaubt nicht, das Konterfei eines Börsengroßen unse-

rer Zeit zu sehen, wenn von Le Blanc berichtet wird, daß die, die seine Ratschläge befolgten, immer die Betrogenen waren?

Er trieb es endlich zu arg. Große Herren waren unter den Betrogenen. Das durfte nicht geduldet werden. Zum Betrogenwerden waren seit jeher die Kleinen da, wie sie es sind und sein werden. Er wurde in die Bastille gebracht. Aber auch vom Gefängnis aus verstand er seine Beziehungen zu verwerten. Hier endet allerdings die Ähnlichkeit mit den Verhältnissen von heutzutage. Großspekulanten kommen jetzt nicht ins Gefängnis.

Le Blanc hatte eine nützliche Nebenbeschäftigung. Er war Sekretär des Finanzministers. Wie dieser Todfeind Laws bemühte er sich, ihn zugrunde zu richten und trug auch wirklich zu seinem Sturze bei, indem er im geeigneten Augenblick große Mengen Aktien der Compagnie d'Occident auf den Markt warf, so dem Kurs der Aktie und dem Vertrauen zur Gesellschaft den Gnadenstoß versetzend.

Le Blanc darf wohl als das Urbild des Kon-

termineurs oder Leerverkäufers gelten, der abscheulichsten und gewissenlosesten Sorte Börsenmacher, die auf den Zusammenbruch spielen und während der wirtschaftlichen Notlage Beute machen.

Ein anderer Großspekulant, Andri, stellte sich ganz in den Dienst Laws und des Systems. Es schlug ihm nicht übel an. Er hatte dreißig Millionen Livres gewonnen, und da ihn seine Treue nicht hinderte, im entscheidenden Augenblick abzufahren, behielt er sie auch, als sein Herr und Meister bettelarm flüchten mußte.

Dasselbe gelang noch einem anderen der plötzlich Reichen, dem Hauptkassierer der Bank, Verzenobre, angeblich ein Berliner. Er hatte zehn Millionen an den Zeichnungsscheinen und an anderen Geschäften verdient, die man heutzutage Nostrogeschäfte oder Geschäfte in sich nennt. Als der Krach kam, hat er rechtzeitig seine Papiere in Gold und Silber umgesetzt, was ihm, als dem Hauptkassierer, nicht schwer fiel, und war in eine sichere Gegend jenseits der französischen Grenze geflohen.

Das Geschäft in sich trägt deutlich die Zeichen einer Erfindung der neuen Zeit mit den neuen Mitteln, das Geld aus fremden Taschen in die eigenen zu übertragen. Den vielen Lesern, die nicht wissen, was man unter dem Geschäfte in sich zu verstehen hat, sei es hier auseinandergesetzt. Manchem dient es vielleicht als Warnung, allen möge es zeigen, welche Fallen den ewig Blinden von der Gewinngier aufgestellt werden. Selbstverständlich nur in den äußersten Umrissen, denn wie reichten Raum und Kenntnis aus, um alle Kniffe dieses kniffllichsten Börsenbetruges herauszufinden und mitzuteilen?

Jemand weiß, oder glaubt zu wissen, daß der Kurs gewisser Aktien steigen wird. Er hat zwar nicht das erforderliche Geld, um einen Posten dieser Aktien, der der Mühe lohnen würde, zu kaufen, aber er hat, was ebensoviel wert ist, die Gewissenlosigkeit, die notwendig ist, um ohne Geld kaufen zu können. Dazu braucht er nichts als Leute zu finden, denen man zureden kann, solche Aktien

zu verkaufen, ohne daß sie sie besäßen. Konterminieren oder Leerverkauf heißt es im Börsenrotwelsch. Ein paar geheimnisvolle Andeutungen, daß bei der Gesellschaft allerlei vorgehe — nichts Gutes — nein, ganz im Gegenteil — eine hingeworfene Bemerkung, daß er das alles und noch mehr von der eingeweihtesten Seite habe: er müßte sein Handwerk wie ein elender Stümper betreiben, wenn die Opfer nicht bald erklären sollten, sie würden solche Aktien für ihr Leben gern verkaufen, wenn sie sie nur hätten. Jetzt sind sie reif. Er versichert ihnen, daß dies kein Hindernis sein solle; er sei in der Lage, das Geschäft auch so durchzuführen, daß er die Aktien „auf Zeit", jetzt, zum noch immer hohen Kurse verkaufe, um sie später zurückzukaufen, wenn das jetzige Geheimnis der wenigen Gutunterrichteten allgemein bekannt sein und den sicheren Kursrückgang bewirken würde. Niemand ist froher als die Opfer; sie sehen schon den Reichtum, der ihnen aus dem Unglück der anderen, der Käufer, zufließen wird. Dankbar für die Uneigennützigkeit des Bankiers — ist

es nicht wahrhaft rührende Uneigennützigkeit: statt selber zu verkaufen, tut er es für jemand, der ihm eigentlich ganz gleichgültig sein könnte — geben sie ihm Auftrag, ja Vollmacht, zu verkaufen und damit Gelegenheit zu dem Banditenstreich des Geschäfts in sich. Er hütet sich begreiflicherweise, den Auftrag auszuführen, rechnet er doch bestimmt darauf, daß die Kurse bald steigen werden. Er macht das Geschäft in sich, das heißt, er teilt dem vertrauensseligen aber etwas zu habgierigen Kunden mit, daß er soundsoviel Aktien zum Tageskurs oder etwas darunter — meistens etwas darunter — verkauft hätte. Aber verkauft hat er sie nicht, oder vielmehr: der Käufer ist er selbst. Kommt dann das Erwartete und steigen die Aktien, so ist das eben ein Unglück, ein sehr bedauerliches und sehr bedauertes Unglück, und es bleibt leider nichts anderes übrig, als die billig verkauften Aktien teuer zurückzukaufen. Das ist das zweite Geschäft in sich. Jetzt ist er der Verkäufer, wie er früher der Käufer war, und zufrieden, daß Gott für die klugen Leute so reichlich dumme ge-

schaffen hat, streicht er den Kursunterschied und die Vermittlungsgebühren ein. Denn auch solche müssen für das gar nicht gemachte Geschäft bezahlt werden. Sie spielen zwar in der Regel keine gar so große Rolle, aber sie müssen sein, da sonst der Betrogene am Ende doch dahinterkommen könnte.

Ist es umgekehrt, und er hört, daß aus diesem oder jenem Grunde, in der Regel aus diesem und jenem, eine gewisse Aktie demnächst stark zurückgehen dürfte, so macht er es eben umgekehrt. Er redet den ewig Dummen zu, diese guten, unverhältnismäßig im Kurse zurückgebliebenen Aktien, wahre Goldgruben, zu kaufen. In diesem Falle besteht das Geschäft in sich darin, daß er selbst sie ihnen verkauft. Auch bedarf es dazu keines Bargeldes; die berüchtigte „Deckung“, der Erlag von Wertpapieren, einem Sparkassenbuch und dergleichen genügt. Das übrige versteht sich von selbst. Sowie sie tief genug gefallen sind, wird dem unglücklichen Besitzer so große Angst gemacht, daß er froh ist, das Unglückspapier mit Schaden loszuwerden. Den

PHILIPP VON ORLÉANS
und
FRAU VON PARABÈRE

DUBOIS

Schaden steckt der Börsenbandit als Gewinn des Geschäftes in sich ein.

Der folgende kurze Bericht möge zeigen, daß man vor zweihundert Jahren so weit wie heute war, daß die Schurken nicht gebessert und die Dummvertrauenden nicht vorsichtiger geworden sind, noch die Polizei besorgter, diese zu schützen, und jene unschädlich zu machen. Höchstens, daß der Betrug international geworden ist und die Straße Quincampoix sich über die ganze Kulturwelt ausgedehnt hat. Wer damals betrogen werden wollte, mußte nach Paris, London oder Amsterdam reisen; heute findet er im kleinsten Städtchen eine Bankfiliale.

Daß man sich auch damals sehr gut auf diese Art des Betruges verstanden hat, zeigt das nachstehend erzählte Geschäft in sich, das ich getreu nach dem zeitgenössischen Geschichtsschreiber des Systems, Hautechamp wiedergebe.

Spieler kamen aus aller Herren Länder nach Paris, von der Hoffnung auf Gewinn ohne Arbeit angelockt, wie die Schmeißfliegen von

einem faulen Aas. Einer dieser Fremden, gern gesehen und geehrt, solang es gut geht, unwillkommene Zugereiste, wenn sie kein Geld mehr für teure Gasthäuser, Luxushändler und Weiber haben, ein Portugiese, beauftragte den bekannten Aktienhändler La Richardière, für ihn fünfhundert Aktien der Mississippigesellschaft zum Kurse von 10 000 zu verkaufen. Der Händler, „fameux banquerouteur", ein berühmter Bankrottierer, wie Hautechamp sagt, teilte dem Portugiesen mit, er habe nur zweihundert angebracht, und auch diese nur auf spätere Lieferung. In Wirklichkeit hatte er diesen Verkauf in sich gemacht, und als er sie endlich verkaufen mußte, um dem Portugiesen den Erlös auszuzahlen, gewann er an dem Geschäft in sich zwei Millionen. Es gibt, wie man sieht, nichts Neues unter der Sonne, die so gleichmütig, als wäre sie der Staatsanwalt, zusieht, wie die Kleinen von den Großen ausgeplündert werden.

Ein nettes Geschäft in sich machte auch der Kammerdiener eines Engländers, der auf Ebbe, auf den Rückgang der Kurse, spekulierte und

deshalb Aktien verkaufen wollte. Der Engländer war krank und schickte seinen verläßlichen Diener Languedoc in die Rue Quincampoix. Er sollte sie zu 8000 losschlagen. Aber der verläßliche Diener sieht, daß sie steigen. Als kluger Mensch wartet er ein wenig, verkauft zu 10 000 und steckt den Mehrerlös in die eigene Tasche. Es waren 500 000 Livres. Acht Tage darauf hatte er zehn Millionen im Vermögen und nannte sich M. de la Bastide. Sechs Monate später war er wieder der Bediente Languedoc; nur gab es jetzt so viele Bediente und so wenig reiche Leute, daß es schwer war, einen zahlungsfähigen Herrn zu finden.

Der Bankpalast und was drin vorging

Ein Haus mit altem Namen zu besitzen, ist der heiße Wunsch aller Emporkömmlinge; es ist, als gäben sie sich der törichten Hoffnung hin, dadurch vergessen zu machen, wie jung Besitztum und wie vergänglich es sein kann. Wer erinnerte sich nicht aus der jüngsten Vergangenheit der Börsenspieler, die sich das Ansehen und den Kredit der älteren Bankleute geben wollen, indem sie Paläste des alten Adels kauften (die sie mit entwerteten Banknoten bezahlten), stolz darauf, daß sie einen Nachbar aus der Zeit Maria Theresias bekommen oder gar dem Staatskanzler von vor hundert Jahren in die Fenster des Hinterhauses gucken durften. Auch der Ahnherr der Bankgründer und Börsenscharlatans, Law, brachte ein Palais, das durch seinen Namen, seine Größe und seine

Pracht der Zukunft angemessen war, die er versprach und auf die er hoffte. 1719 kaufte er für eine Million von den Erben des großen Kardinals das Palais Mazarin und fünf dazu gehörende Häuser in der Rue Vivienne.

Die Geschäftsräume der Compagnie des Indes und ihre ausgedehnten Lagerräume kamen in das Palais des Herzogs Mazarin, die Kontors der Bank und die Notendruckerei wurden in dem das Palais Nevers genannten Flügel untergebracht. Die früheren Räume der Herzogin von Nevers und ein Teil der berühmten Galerie, in der Kardinal Mazarin seine Kunstschätze aufgestellt hatte und die durch den Kupferstich Nanteuils bekannt ist, waren die Empfangsräume Laws und des Verwaltungsrates.

Durch die Abtragung der Häuser in der Rue Vivienne gewann er einen freien Platz, der, mit Laubengängen umgeben, unter dem Namen Place de Change (Wechslerplatz) zur Börse bestimmt war. Sie sollte die viel zu enge, ungesunde und seit dem Raubmord des Grafen Horn verrufene Rue Quincampoix und den Vendome-Platz ersetzen, der bei den Börsen-

spielern nicht beliebt war. Der geschickte Architekt Mollet verwandelte den Palast des letzten großen Hausmeiers der Feudalzeit in das Bank- und Börsengebäude der anbrechenden Schwindelzeit. Viel hatten die Räume allerdings schon unter ihrem letzten Besitzer erlebt. Der Graf von Laborde erzählt in seinem anregenden Buche „Das Palais Mazarin“:

„Das Spiel belebte die Empfänge des Kardinals; so war es damals Mode der vornehmen Gesellschaft; es gab niemand, der nicht gespielt hätte; Männer und Frauen, einige des Ansehens wegen, die meisten aus Leidenschaft; alle gewannen und verloren ohne die Bedenken des Ehrgefühls, die allenfalls aus dem Spiel einen anständigen Zeitvertreib machen. Man muß sich wundern, daß in einer so eleganten Gesellschaft, zu einer Zeit, wo der Geist so viele Verfeinerungen des Zartgefühls gefunden hatte und die Ehre so kitzlich war, ein so niedriger Fehler wie die Unehrlichkeit beim Spiele so allgemein war. Aber wie die Moden, so wechseln mit den Zeiten auch die Arten der Bedenken.“

Das Palais Mazarin-Nevers war nun der Schauplatz der wüsten Auftritte, die jede Orgie des arbeitslosen Gewinnes begleiten. „Es war zum Staunen, wenn man die Menge der wappengeschmückten Wagen sah, die die Richelieu-Straße und die Höfe des Bankpalastes überfüllten; die Vorzimmer, in die sich eine goldstrahlende Menge drängte, die geduldig auf eine Audienz wartete, um die Gunst einer Aktienzuwendung zu erbitten, eine Gunst, die bereicherte, nicht nur die Kammerdiener Laws, sondern auch die Zudringlichen, die, dank der Bekanntschaft mit den Kammerdienern, in die Bankräume gelangten und dort einige Aktien zum ersten Preis ergatterten."

Wir fügen an dieser Stelle hinzu, daß Thierry, der Leibkammerdiener des großen Finanzmannes, durch die ihm anfänglich mehr aufgedrängten als von ihm geforderten Trinkgelder ein reicher Mann wurde. Er bekam bis zu tausend Livres für die Beförderung eines Briefes, und noch mehr gaben ihm die dankbaren Briefschreiber, wenn die Antwort günstig ausfiel. Das französische Sprichwort sagt,

daß es keinen großen Mann für den Kammerdiener gibt. Thierry nahm grundsätzlich nicht an dem Börsenspiel seines großen Bankmannes teil, und sein Vermögen blieb ihm, als die anderen, wie gewonnen, wieder zerrannen.

Laborde fährt in seiner Schilderung fort: „Keine Schmeichelei, keine Huldigung wurde dem geschickten Finanzmann verweigert; das diplomatische Korps hatte Befehl, ihn wie eine Großmacht und wie den wichtigsten Minister zu behandeln. England, um ihm gefällig zu sein, rief den Gesandten Lord Stairs, seinen wütenden Gegner, ab.“ Er war gehätschelt vom Hochadel, der sich um die Ehre einer Einladung und eines Sitzes in seinem Wagen bewarb, wie sie auch bedauerten, daß das Alter seines Töchterchens es nicht zuließ, sich um eine Verbindung mit seinem Hause — jetzt heißt es im Deutsch der Zeitungsanzeigen „Einheirat“ — zu bewerben. Damit keine Auszeichnung ihm mangle, machte ihn die Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede. (Es geschah 1719, 1720 strich sie den Bankrottgewordenen wieder aus.)

Da hier von dem Töchterchen Laws die Rede ist, seien noch zwei bezeichnende Tatsachen erwähnt. Bei einem der Feste Laws küßte der päpstliche Nuntius dem sechsjährigen Kinde, das als Protestantin und, wie allgemein geglaubt wurde, unehelich geboren war, vor allen Gästen die Hand und tanzte mit ihr den Eröffnungstanz. Noch bezeichnender für die alles gleichmachende Macht des Geldes ist es aber, daß dieses Kind, zu einem Balle des Königs geladen, dort von allen großen Damen verzärtelt wurde, und daß der junge König mit ihr das erste Menuett tanzte, eine Auszeichnung, um die sonst die allerersten Adelshäuser für ihre Töchter wütend kämpften. Erkennt man nicht deutlich, wie dieser Tanz des Erben des Sonnenkönigs mit dem Töchterchen des schottischen Berufsspielers und die Carmagnole zusammenhingen, die die Stammgäste der Guillotine 1793 um die Blutmaschine tanzten?

Die Herrlichkeit des Hauses dauerte natürlich nicht länger als die des Hausherrn. 1719 hatten sich dort die Menschen abends ange-

stellt, um die Nacht, den Tag und noch eine Nacht zu warten, bis die Schalter geöffnet würden, damit sie ein paar der zauberkräftigen Aktien erhaschen könnten. Ein Jahr darauf drängten sich die Leute wieder, aber um aus dem Schiffbruch einen kläglichen Bruchteil zu retten. So fürchterlich war das Gedränge, daß eines Tages beim Öffnen der Schalter, trotz des Einschreitens der Wache, drei Menschen erdrückt wurden. Die erbitterte Menge — wie fast immer erbittert, wenn es zu spät war — trug die Toten zuerst vor das Palais Royal des Regenten und dann zur Wohnung Laws. Von beiden wurde sie durch List und Verheißungen weggelockt. Der Mann, der Law diesen Liebesdienst tat, war der Kriegsminister, tapfer und klug wie sie alle „vor dem innern Feinde".

Kehren wir von den Tagen der großen Abrechnung zu denen des großen Betrügens und Selbstbetrügens zurück.

Die Mehrzahl der Herrscher Europas hatten ebenfalls Lust auf so mühelose Gewinne, und sie unterhielten in Paris Beauftragte, für die

sie in aller Ergebenheit die Gunst des Regenten und Laws erflehten. Einer von ihnen soll seinen Sohn in diese sonderbare Schule geschickt haben. Nach diesen gekrönten Börsenspielern kamen ohne Scham die größten Herren Frankreichs. Lemontey hat viele ihrer schandvollen Bittschriften gesehen. Es gestattete ihm Zutritt zu den Archiven die Großmut Napoleon I. oder wahrscheinlicher sein Bestreben, dem Volke die alten Herrscher und Adelsgeschlechter in ihrer ganzen Niedrigkeit zu zeigen, damit sich ein neues Geschlecht und der von ihm geschaffene Verdienstadel um so lichtvoller abheben. Eine große Zahl kam von Frauen der höchsten Kreise.

Auch wer noch so viel über die gemeine Geldgier der vornehmen Welt erfahren hat, sieht mit Staunen, wie mit dem Steigen der Börsenkurse die Moral dieser Gesellschaft sank. Manches wäre man versucht, für witzige Erfindungen geistreicher Schriftsteller aus dem Volke anzusehen, wären die Gewährsmänner nicht so vollkommen erfindungsarm wie der Herzog von Saint-Simon, der einzige Hoch-

adelige, der der Versuchung widerstand und die giftige Feder in reinen Händen hielt, oder so unbestechlich wie Madame, die Mutter des Regenten, die mit Angst und Abscheu dem Treiben zusah. Diese deutsche Frau am sittenlosen Versailler Hofe schreibt zum Beispiel am 6. Oktober 1719 ihrer Schwester nach Deutschland: „Law ist so gehetzt, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hat. Eine Herzogin hat ihm vor aller Welt die Hände geküßt. Wenn Herzoginnen ihm die Hände küssen, was werden ihm nicht die anderen Damen küssen?"

Sie hatte Grund zu solcher Frage. Die größten Damen Frankreichs drängten sich zum Lever, dem Morgenempfange des Zauberers, der Papier herschenkte, aus dem Gold wurde. Auch sonst wurde ihm aufgelauert, und es kam vor, daß Leute in seinem Vorzimmer Tag und Nacht auf die glückverheißende Gelegenheit, ihn zu sprechen, warteten. Wie der zeitgenössische Geschichtsschreiber des „Systems", Hautechamp, berichtet, bedrängte eine Anzahl Damen Law, als er sich auf einen gewissen Ort

begeben wollte, so sehr, daß er ärgerlich ausrief, sie möchten ihn doch in Gottes Namen pissen gehen lassen. „Warum nicht lieber hier?“ war die Antwort, „wenigstens haben Sie Zeit für uns!“

Es kann nicht verkannt werden, daß die Bank in ihren Anfängen manches Gute tat und manches anregte. Die Manufakturen begannen aufzublühen, auch sonst regte sich die Unternehmungslust; Straßen, Brücken und Kanäle, die aus Mangel an Geld — man weiß, daß der Krieg dessen nützlichen Gebrauch nicht gestattet — aufs schlimmste verfallen waren, wurden ausgebessert. Das leicht erregbare französische Volk gab sich den ausschweifendsten Hoffnungen hin.

Lemontey, der allerdings ein über Gebühr wohlwollender Beurteiler, aber ein sehr genauer Geschichtsschreiber der Regentschaft ist, erwähnt auch andere gute Folgen des Börsenschwindels. Aufhebung der Steuern auf Nahrungsmittel und als Hauptsache den unentgeltlichen Unterricht an der Pariser Universität. Zu diesem Zwecke wies man der Uni-

versität den 28. Teil der Einnahmen aus der Verpachtung der Post und der Botenfahrten zu, der ihr mit 125000 Livres jährlich ausgezahlt wurde. Die Hochschullehrer hatten verhältnismäßig hohe Bezüge, die Professoren der Theologie 1400 Livres, die der Philosophie 1200, alle übrigen 1000.

Der Börsenschwindel brachte auch, allerdings nur vorübergehend und mit einem schrecklichen Erwachen, Gutes. Die plötzliche Wiederbewertung der tiefgesunkenen Staatspapiere machte dem Wucher ein Ende und führte von allen Seiten Ströme Geldes herbei. Ohne irgend etwas zu tun, und indem er sich nur dem Lauf der Dinge überließ, konnte der, der 1716 der Bank Laws 10000 Livres anvertraut hatte, sich 1719 Eigentümer einer Million sehen; nicht in eingebildetem Gelde, sondern in Werten, die er jeden Augenblick in Gold oder Grundbesitz umtauschen konnte. Geschicklichkeit und Kühnheit erzielten dasselbe Ergebnis in drei Monaten. Der Zinsfuß fiel auf 2,5 v. H. Die Zahl der Fabriken erhöhte sich um drei Viertel, wie die Aufseher

berichteten, und der Bedarf an Arbeitskräften war so groß, daß die Kaufleute in die Spitäler gingen, um dort zu suchen, was von tauglichen Armen unter den Kindern und den Greisen unbeschäftigt geblieben.

Auch auf die französischen Kolonien hatte die plötzliche Geldfülle einen leider nur für den Augenblick belebenden Einfluß. Die Marine war unter Ludwig XIV. nach einem vorübergehenden Aufschwung vernichtet worden. Auch hier spielte die verabscheuungswürdige Günstlingswirtschaft ihre zerstörende Rolle. Ohne das mindeste Gefühl der Scham wurde das Marineministerium einem Kinde von vierzehn Jahren, dem Grafen von Monrepas, anvertraut, der es durch seinen Hofmeister leiten ließ. Das geringe Vertrauen zur Regierung gab sich in allen Kolonien kund, auf der Insel Martinique warfen die Eingeborenen kurzerhand den Kommandanten und die übrigen Offiziere auf ein Schiff und schickten sie weg. Frankreich war nicht imstande, auch nur zwei Schiffe auszurüsten, um die verjagten Offiziere wieder einzusetzen. Aber in naivster Weise

äußerte sich der Mangel an Vertrauen auf der Insel Bourbon. Der Anbau des Kaffeebaumes war dort eingeführt worden. Der Erfolg war so groß, daß die erschreckten Einwohner beschlossen, die Anpflanzungen wieder zu zerstören, weil sie nicht daran zweifelten, daß der Besitz eines solchen Schatzes sie alle durch benachbarte Nebenbuhlerkolonien werde ermorden lassen. Der lebhafte Aufschwung, den Law den Handelsunternehmungen gegeben hatte, befestigte die erschütterten Kolonien und insbesondere zog Louisiana neues Leben aus diesem plötzlichen Umschwung.

Die erste Halbjahrsversammlung (Generalversammlung!) der Aktionäre beschloß eine Dividende von 7,5 v. H., das ist 15 v. H. auf das Jahr umgerechnet. Der Regent und alle großen Herren des Reiches waren anwesend, der Regent wurde in den Verwaltungsrat gewählt und nahm die Wahl an. Gleichzeitig erklärte Law mit hochtrabenden Worten, das nächste Mal werde er vierzig vom Hundert oder 200 Livres bezahlen. Sie wurden natürlich nie bezahlt, ganz wie die Dividenden nach

JOHN LAW

als Contrôleur Général des Finances

den Krachs von 1873, 1882 und 1925. Aber das Versprechen war das Zeichen zum Anfang des unerhörtesten Börsentreibens.

Obwohl nach den wiederholten Ausführungen Laws in Denkschriften und Zeitungsaufsätzen Papiergeld wertvoller als Hartgeld ist, traute er dem neuen Wesen doch nicht ganz und gab sich alle Mühe, den Umtausch an den Kassen der Bank zu verhindern. Zwei Mittel standen zur Verfügung: Entwertung der Goldmünzen und Hinaufsetzung des Papiergeldwertes. Im Laufe des Jahres wurde der Wert der Münzen nahe an fünfzigmal verändert, den Postanstalten wurde untersagt, Hartgeld zu versenden; den Gläubigern wurde erlaubt, seine Annahme bei Zahlungen zu verweigern; es wurde gesetzlich um 5 v. H. weniger wert als das Papiergeld erklärt, auf dem freien Markt aber fiel es bis auf 90 v. H.

In dieser Zeit kam es häufig vor, daß in den Ladengeschäften zunächst gefragt wurde, ob der Käufer mit Gold oder Papier bezahlen wolle. War es Gold, so wurde ein höherer Preis gefordert, ja in den Tagen des ärgsten

Börsentaumels hieß es sogar: Wir verkaufen nur gegen Banknoten!

Wer erinnerte sich nicht der Zustände und Vorgänge während der Banknotenhochflut in Österreich — zeitlich das erste Land —, in Deutschland und neuerdings in Frankreich, wenn er in Lacretelles Geschichte Frankreichs die Bemerkung liest: „Man fand die Papiergelderzeugung viel zu langsam, obgleich die Zahl der Arbeiter und Beamten, die dabei beschäftigt waren, verdoppelt und vervierfacht worden war."

Law befürchtete aber offenbar eine baldige Rückkehr zur Besinnung und Vernunft. Er trachtete deshalb, dem Papier noch andere, stärkere Reize zu sichern.

Im Jahre 1682 hatte der Forschungsreisende Cavalier de La Salle das Gebiet am Mississippi entdeckt. Nachdem er von seinem Neffen ermordet worden war, vollendete D'Hyberville die Erforschung des Landes, nannte es Ludwig XIV. zu Ehren Louisiania und nahm es für den König in Besitz. Es war ein ungeheures Gebiet, und seine gegenwärtige Be-

deutung zeigt, was Unternehmungslust und Fleiß aus dem höchst fruchtbaren Boden machen konnten. Dem Frankreich Ludwigs XIV. genügte der Ruhm, jenseits des Ozeans zu herrschen, wenn auch nur über ein paar tausend Abenteurer und Verbrecher. 1712 wurde dem Abenteurer Crozat ein ausschließliches Recht auf den Handel in und mit Louisiania verliehen. Law erwarb es von ihm, weil er mit Recht annahm, daß eine Aktiengesellschaft auf jenem jungfräulichen Boden die Phantasie der Franzosen unwiderstehlich anregen werde. Die Compagnie d'Occident wurde im August 1717 gegründet und in die eigenartigste Verbindung mit der Bank gebracht.

Die vom König mit allem Klimbim genehmigten und kundgemachten Satzungen gaben ihr Herrscherrechte. Sie durfte Festungen errichten, Truppen ausheben, Krieg erklären, Schiffe ausrüsten und Gerichtshöfe einsetzen. Auch Wappen und Flagge durfte sie führen. Der Verwaltungsrat war das erste Eindringen des demokratischen Geistes in die Einrichtungen zur Ausbeutung der Menge. In den wap-

pengeschmückten Armstühlen um den mächtigen grünen Tisch des Verwaltungsrates saß so ziemlich alles, was sich in Frankreich makellosen blauen Blutes rühmen konnte. Außer dem Regenten Philipp von Orleans gehörten ihm an: M. le Duc Herzog von Bourbon, der Herzog von Conti, Sohn des großen Condé, der Herzog von Antin. Bis dahin hatten Sitte und Gesetz den Mitgliedern des Hochadels die Teilnahme an jeder Art von Geschäften untersagt; sie hätte den Verlust aller Standesvorrechte und den Ausschluß aus der Klasse zur Folge gehabt. Diese Abschließung hörte auf, möglich zu sein. Die Umstände bestimmen das Sein des Menschen. Sie machten den Mitgliedern der Adelsklasse — nicht die Geschäfte, aber den Gewinn, den sie abwarfen, unentbehrlich, und so wurde das, was noch unter Ludwig XIV. undenkbar gewesen wäre, zur Zeit Laws durch die Sitte und das Gesetz selbstverständliches Recht. Eine königliche Verordnung setzte fest, daß sich Adelige an der Bank und der Compagnie — das heißt an dem Börsenspiele — beteiligen konnten,

sans déroger, ohne an den Vorrechten ihres Standes Abbruch zu leiden. Das war sowohl ein Herabsteigen des Adels wie eine Standeserhöhung des Bürgertums und zweifellos ein Vorspiel der Revolution, die ja eine Revolution zugunsten des dritten Standes, der handel- und industrietreibenden Bourgeoisie war.

Ja noch mehr! Ganz ebenso undenkbar war es früher, daß ein Rotürier, ein erwerbender Nichtadeliger, mit den blaublütigen Nichtstuern an einem Tische gesessen wäre. Jetzt finden wir im Verzeichnisse der Verwaltungsräte der Compagnie de l'Occident oder des Mississippi, wie sie der Volksmund nannte, den vielbesprochenen Edme. Noch vor kurzem war er Budenbesitzer auf Kirchweihen gewesen, hauptsächlich in Neuilly, einer Art Pariser Wurstelprater. In der Rue Quincampoix reich geworden, Großaktionär der Bank und der Compagnie, bewegte er sich unter den hohen Herren des Verwaltungsrates als Gleicher unter unter Gleichen. Seine Frau, die noch vor kurzem an der Kasse eines Ringelspiels gesessen hatte, saß jetzt in ihrer Loge in der königlichen

Oper, wo ihr Schmuck den Neid der vornehmsten Damen herausforderte, so wie ihre Manieren den Spott der Straßendichter, die in jenen Zeiten der Polizeizensur und der Bastille die Preßfreiheit ersetzten. Aber sie war reich, und wie zu allen Zeiten und in allen Ständen entschuldigte viel Geld alles, vom lächerlich protzigen Trimalchio des Petronius bis zu den übermütigen plötzlich Reichen von heute, die man nicht mit Namen nennen kann, weil ihrer zu viele sind.

Die Indianerkönigin und Manon Lescaut

Es bedarf keiner ausführlichen Beweise, daß die Gründung der Compagnie d'Occident — „le Mississippi" nannten sie die Franzosen nach dem Gebrauch aller Börsenspieler, den Spielpapieren Spitznamen zu geben — nackter Schwindel war. Ein Gebiet von der Größe Mitteleuropas war fast ausschließlich von wilden Indianern und ungeheuren Bisonherden bewohnt; was sich an Bleichgesichtern dort befand, waren Verbrecher und nicht wesentlich bessere Jäger. Der Hauptberuf waren Raubüberfälle auf die benachbarten Spanier und Neuengländer. Ein solches Gebiet auch nur in den östlichen Randteilen zu kolonisieren, hätte jahrzehntelange schwere Arbeit und riesige Anlagen, also Kapitalien erfordert; weder war Neigung zur Arbeit, noch war das

Geld vorhanden. Erst in späten Zeiten hätte eine solche Kolonie dem Mutterland Geld tragen können; Law aber tat so, als wären sogleich Dividenden zu erwarten, die das wahnsinnige Kurstreiben rechtfertigen würden, und die Spieler glaubten es gerne. Dieser Glaube wurde mit Mitteln erhalten und gesteigert, die die kühnsten Börsenstreiche späterer Zeiten überboten. Eines Tages wurde Paris durch die Ankunft einer Indianerkönigin mit Gefolge überrascht. Die rothäutige Majestät war wochenlang der Mittelpunkt des leicht erregten Anteiles der Hauptstadt und wurde aus allen Ursachen gefeiert, hauptsächlich weil sie Anlaß zu wildem Börsenspiel gab. Sie heiratete einen Unteroffizier der königlichen Leibwache, Herren und Damen der höchsten Kreise und eine unübersehbare Menge waren zugegen, als das Sakrament der Ehe zu Volksbelustigung und Börsenspiel herabgewürdigt wurde. Sie ergab sich dem Branntweintrunke und starb daran. Das große Finanzsterben soll sie noch erlebt haben.

Mehrere Persönlichkeiten, gewichtig durch

ihre Stellung oder ihren Reichtum, wie Law, Le Blanc, Belisle, Pâris, Chaumont und andere, legten den Grund zur Hauptstadt, die dem Regenten zu Ehren Nouvelle-Orléans genannt wurde. Die französischen Zeitungen, schon damals im Dienste der Börse und des Börsenschwindels, schmückten diese Stadt schon mit achthundert Häusern und fünf Pfarrern, während sie in Wirklichkeit aus hundert armseligen Hütten aus Zypressenholz bestand. Stücke Pappendeckel, verschiedenartig ausgeschnitten, vertraten das Geld bei einem Volke, das nicht lesen konnte, und der Gottesdienst fand nicht in fünf Pfarren, sondern in einem Zelte statt. So begann im Jahre 1719 die Hauptstadt Louisiana, die, wie Lemontey sagt, vielleicht unter anderen Gesetzen zu einer schönen Zukunft berufen gewesen wäre. Wie recht er damit hatte, zeigt die Entwicklung von Neu-Orleans, seitdem es zu den Vereinigten Staaten gehört.

Mitten in das tollste Mississippi-Treiben hinein, kam ein weniger willkommener Reisender nach Paris, ein alter Seemann, Lamotte-Cadillac, der jahrelang drüben gelebt, gelitten und

beobachtet hatte. Indem er allenthalben so rücksichtslos, wie es die Furcht vor der Polizei und der Bastille zuließ, die Wahrheit über den Mississippi aufdeckte, trug er wesentlich zu mancher Unterbrechung des Kurstreibens bei, so daß man vielfach behauptete, er stehe nicht so sehr im Dienste der Wahrheit als in dem der Baissepartei, die auf das Fallen der Kurse spekulierte und naturgemäß immer kühner wurde, je tollere Formen das Treiben annahm. An ihrer Spitze standen die Brüder Pâris.

Der wahrheitsliebende Seemann entging übrigens seinem Schicksal nicht. Die Macht der Compagnie und der großen Spieler duldete solche Störungen nicht. Er wanderte eines Tages doch in die Bastille, wo er sitzen mußte, bis der Zusammenbruch von 1720 die Wahrheit über Louisiana — dafür wurden es wieder andere Wahrheiten — aufhörte, staatsgefährlich zu sein.

Während man so einen unbequemen Verkünder der Wahrheit einsperrte, bewahren die Archive Denkschriften, in denen man die Sei-

denmengen berechnete, die von zehntausend Weibern vom Stamme der Natchez erzeugt und von der Compagnie ausgeführt worden waren. Auf die Aussage eines Halbverrückten hin gab die Compagnie beträchtliche Summen aus, um einen Smaragdfelsen in einem Fluß bei den Arkansas zu suchen. Willkommen war, was den Börsenschwindel fördern konnte, der Gewissenlosigkeit der Schwindler kam die Leichtgläubigkeit der Beschwindelten entgegen; wer gerne tanzt — sei es auch auf einem Vulkan —, dem ist leicht gepfiffen.

Die bösartigste Ausschreitung des „Mississippi" aber war der Menschenraub. Wenigstens einen Teil der betrügerisch gemachten Erwartungen wollte man erfüllen, wenigstens für die neugeschaffene Hauptstadt sollten Bewohner hinübergebracht werden. Freiwillig ging niemand aus dem im Taumel des Börsenspieles schwelgenden Paris in das Land des gelben Fiebers und der Irokesen, deren größter Stolz Bleichgesichter-Kopfhäute waren. Die Compagnie fand Abhilfe. Sie sandte Schiffsladungen von Arbeitslosen und was die gute

Gesellschaft Verbrecher nennt, hinüber, und da sich allmählich Mangel einstellte, wohl auch weil die Compagnie den Eifer der Polizei durch Kopfprämien anspornte, wurde bald in Paris, Lyon und einigen anderen Städten mit viel Arbeitern eine wahre Menschenjagd auf Männer und Frauen eingerichtet. In den Vorstädten kam es zu Aufständen, die zur höheren Ehre des Reingewinnes blutig unterdrückt wurden. Glücklicherweise geschahen Mißgriffe. Die Polizisten in ihrem Eifer vergriffen sich manchesmal an einem braven Bürger oder gar an einem Bedienten eines hohen Herrn. So wurde denn diese eigenartige Bevölkerungspolitik eingestellt.

Auch für Frauen sorgte die Compagnie. Ein Haufen von Gefallenen und Verbrecherinnen bildete die erste Sendung. Ihr Geschlecht war ihre Empfehlung und Bewerber fanden sich in Menge. Es wird erzählt, daß man einen Augenblick nahe daran war, sich um die Letzte zu schlagen, obwohl sie viel weniger einem heiratsfähigen Mädchen als einem Soldaten der königlichen Garde glich. Eine zweite Sen-

dung derselben Art wurde schon wesentlich anders empfangen. Die schändlichen und verbrecherischen Neigungen der ersten Frauen hatten sich bald enthüllt, die meisten waren von ihren Männern weggejagt worden, die neue Sendung wurde mit Abscheu zurückgewiesen. Man sah fünfhundert oder sechshundert dieser Unglücklichen ohne Mittel und ohne Obdach sich auf einen Raum von tausend Meilen verbreiten, aus den Armen des Pflanzers in die des Wilden übergehend. Manche dieser Amazonen des Unglücks erlebte in wenigen Jahren Abenteuer, die die Einbildungskraft des kühnsten Romanschreiber überschreiten würden. Erst die dritte Sendung war erfolgreicher. Sei es, weil man wirklich in der Wahl der Frauen vorsichtiger gewesen war, sei es, weil man den Anschein besser zu wahren gelernt hatte. Diese Mädchen wurden von Nonnen geführt und wurden nach ihrer Ankunft klösterlich untergebracht. Jede hatte einen Koffer mit einer bescheidenen Ausstattung mit, die sie der Freigebigkeit Laws verdankte, was ihnen in ganz Amerika den Namen

Les demoiselles de la cassette, die Fräuleins vom Köfferchen, brachte.

Ein sehr hübsches Bild von Watteau, das Michelet beschreibt, ohne Zweifel von einem der plötzlich Reichgewordenen bestellt, zeigt, wie die Jagd auf die Opfer des Mississippi vor sich ging. Ein Polizist, mit der Miene und dem Lächeln einer rohen Galanterie, steht vor einem kleinen Mädchen. Es ist kein Freudenmädchen, sondern ein Kind, oder eines der Geschöpfe, die immer Kinder bleiben, weil sie schon zu viel gelitten haben. Sie kann die schreckliche Reise nicht machen; man fühlt, daß sie daran sterben wird. Sie fährt voll Schrecken zurück; ohne Schrei, ohne Empörung sagt sie, daß man sich irrt, bittet. Ihr sanfter Blick durchbohrt das Herz. Ihre Mutter oder eher ihre Wahlmutter — die Arme muß Waise sein — steht hinter ihr und weint bitterlich. Nicht ohne Grund. Schon die Reise von Paris an die Küste ist so furchtbar, daß viele verzweifeln. In La Rochelle empörte sich eine Anzahl der mißhandelten Mädchen. Mit Zähnen und Nägeln, ihren einzigen Waffen,

fielen sie die Soldaten an. Sie wollten getötet werden. Die Unmenschen schossen in den Haufen hinein, verwundeten viele und töteten sechs, auch diese Opfer des Börsenschwindels.

Diesem niederträchtigen Zusammenwirken von Bank und Polizei verdanken wir übrigens einen der schönsten Romane der Weltliteratur, des Abbé Prevost Erzählung von Manon Lescaut und dem Chevalier Des Grieux, die mit dem herzzerreißenden Auftritte beginnt, wo der verzweifelte Liebhaber die schöne Leichtfertige zum letzten Male sieht, bevor sie mit ihren Schicksalsgenossinnen nach Brest geführt wird, um von dort an den Mississippi gebracht zu werden.

Um dieses traurige Kapitel mit etwas Heiterem zu schließen: der Börsenschwindel schuf sich damals einen eigenen Adel. Der Regent ernannte Herzoge, Grafen, Marquis mit Besitzungen im fernen Louisiana. Ebensogut hätten es Herzogtümer oder Grafschaften im Monde sein mögen. Das Volk nannte sie „Les Mississippiens“. Es war anfangs harmloser Spott; bald wurde es blutiger Hohn, etwa

so wie zweihundert Jahre später das Wort „Schieber". In den Tagen des bösesten Zusammenbruchs war es nicht erwünscht, von der erregten Menge als Mississippier erkannt und begrüßt zu werden.

S A M U E L B E R N A R D

Ein Bankier von der alten soliden Art

Der Rothschild des achtzehnten Jahrhunderts

Es wäre ein arger Irrtum, zu glauben, als ob in den Zeiten Laws nur Schwindler und betrügerische Börsenspieler gewesen wären. Wie immer und zu jeder Zeit, gab es auch damals kühlbesonnene Geldfürsten, die aus der eigenen Erfahrung vieler Jahre oder aus der Geschichte ihres Hauses wußten, daß es die geringere Kunst ist, Geld zu machen, die unvergleichlich schwerere aber, es zu erhalten. Dazu bedarf es der Gabe, gerade dann zu entsagen, wenn Geld zu gewinnen am verlockendsten ist, weil es auf der Straße zu liegen scheint. Es ist begreiflicherweise schwer, häufig unmöglich, die Geschichte der Entstehung der sehr großen Vermögen zu schreiben; gerade wo sie am belehrendsten und anregendsten

wäre, wird sie aus naheliegenden Gründen verhüllt. Die Zeugung der Millionen ist die schamhafteste von allen. Was dem zeitgenössischen Staatsanwalt sorgfältig verborgen wird, muß es leider auch der Staatsanwaltschaft der Geschichte bleiben.

Dazu kommt, daß es sehr häufig rätlich, ja notwendig ist, nicht genannt zu werden. Wo der Emporkömmling durch sein Glück, durch seinen plötzlichen Reichtum, durch seinen Aufwand alle Blicke auf sich lenkt, versteht es der Besitzer alten Verrmögens so wenig wie möglich von sich sprechen zu machen. So war es, als der Bankier C. Octavius aus Veliträ während des Bank- und Börsenschwindels der ausgehenden römischen Republik klug und still im Hintergrunde blieb. Der Lohn wurde seinem Sohne Octavian, der als Augustus der Erbe Julius Cäsars und der Begründer des Kaisergeschlechtes wurde. So ist es in unseren Tagen, wo ganz andere Namen in aller Munde und in aller Ohren waren und den der Rothschild beinahe vergessen machten.

Man ist lediglich darauf angewiesen, Schlüsse aus der Tatsache zu ziehen, daß in dem allgemeinen Zusammenbruche, der auf jeden großen Schwindel folgte, einzelne Häuser ungeschwächt, ja durch den Wegfall der Wettbewerber gestärkt, bestehen blieben.

Ein Bankier dieser Art, die das Volk die alte, solide zu nennen pflegt, war Samuel Bernard, der während der letzten Jahrzehnte Ludwigs XIV. und weit in die Zeit seines Nachfolgers hinein, eine Rolle spielte, die den Beinamen des Rothschild jener Tage rechtfertigt. Er paßt auf ihn wegen seines märchenhaften Reichtums, wegen seiner Ausnahmestellung als Jude in der judenfeindlichen Hofgesellschaft; nicht zum wenigsten aber, weil er der Führer und bedeutendste Geldgeber jener Bankiergruppe war, die unter dem Namen „Antisystem" den Kampf gegen den Eindringling Law führt. Pâris-Duverney, Crozat und andere wurden allgemein genannt; Samuel Bernard war vielleicht nicht die geistige Seele, aber doch die finanzielle dieses Vernichtungskampfes. Endlich gibt es noch eine Ähnlich-

keit; Bernard hat wie die jetzigen Rothschilds sein Riesenvermögen nicht geschaffen, sondern geerbt. Seine Begabung reichte aus, es durch einträgliche Geschäfte zu mehren und das Ererbte und Gemehrte in allen Stürmen zu erhalten. Die Visas von 1690, von 1710 und 1722 mochten den anderen die tiefsten, vielleicht tödlichen Wunden schlagen; dem Hause Bernard schadeten sie nicht nur nicht, sondern waren ihm Quelle reicher Gewinne.

Bernard war von jüdischer Herkunft, nach vielen Schriftstellern war er selbst noch Jude, nach anderen wäre er zur katholischen Kirche übergetreten, als jeder andere Glaube gefährlich wurde, der katholische nützlich werden konnte. Er erkannte mit seinem klaren, nüchternen Verstande, daß der Widerruf des Edikts von Nantes ein Geschäft war. Protestanten mußten katholisch werden oder Frankreich verlassen. Es ist klar, daß die Flüchtenden Schwierigkeiten hatten, ihren Besitz, ihre Fabriken, ihre Häuser zu verkaufen. Bernard war bereit; er kaufte selbst oder vermittelte für mächtige Käufer, die zwar die gewinnreichsten

Geschäfte begehrten, aber ihre erhabenen Namen nicht genannt wissen wollten. Ähnlich wie der hessische Kurfürst sich des Frankfurter Geldwechslers Meyer Anselm Rothschild bediente. Was er bot, mußten sie annehmen, und da er aus wohlverstandenem Geschäftssinn etwas mehr als die ganz gemeinen Wucherer gab, nannten sie ihn den Retter. Bernard erkannte dann das zweite große Geschäft, den Krieg. Er schickte sich an, auch die Armee zu retten, wurde Geschäftsfreund der vier Brüder Pâris, die es von Wirtssöhnen in der Dauphiné zu den ausschließlichen Kriegslieferanten gebracht hatten. Aus dem großen Zusammenbruch von 1710 ging er reicher hervor. Ein bekanntes Wort nannte die Rothschild die Bankiers der Könige und die Könige der Bankiers. Es gilt auch für sie.

Was schon damals ein Mann mit gefülltem Geldsack bedeutete, der es verstand, die Schnüre dieses Geldsackes nur dann zu öffnen, wenn der günstige Zeitpunkt günstige Bedingungen verhieß, das zeigt das Verhalten Ludwigs XIV. zu dem Bankier, der in dem

schweren Verdachte stand, noch Jude zu sein, und es sicherlich noch vor kurzem gewesen war. Es wurde schon erzählt, in welche namenlose Zerrüttung des Geldwesens die ruhmreichen Kriege Ludwigs XIV. Frankreich gestürzt hatten. Eine Zeit kam, nach dem Frieden von Utrecht, wo nicht soviel Geld in den Staatskassen war, um auch nur die Bedürfnisse des Hofes, die selbstverständlich denen des Staates vorangingen, für die nächste Woche zu decken. In dieser verzweifelten Lage entschloß sich der Sonnenkönig, seinen Untertan, den Bankier, zu bitten. Eines Tages saß der Finanzminister Desmarest mit Samuel Bernard in einem Pavillon des Parks von Marly und unterhielt sich mit ihm, indem er von ihm Rat in der schwierigen Lage des Staates einholte. Ganz zufälligerweise war es zu der Zeit, wo der große König spazieren zu gehen pflegte und ebenso zufälligerweise lag der Pavillon an dem gewohnten Wege Sr. Majestät. Der König erblickte seinen Finanzminister, winkte ihn zu sich heran, und als er erfuhr, wer der Gesellschafter war, ließ er ihn sich vorstellen; er

entwickelte die ganze gewinnende Liebenswürdigkeit, deren er nach dem übereinstimmenden Urteil aller Zeitgenossen fähig war, fragte, ob er denn den Park schon kenne und als der Bankier respektvoll verneinte, meinte der König, er wolle sich gerne das Vergnügen machen, Herrn Bernard den Park zu zeigen. Dies geschah in einem Gespräche, das sich so anregend gestaltete, daß der König zum namenlosen Erstaunen der begleitenden Herren vom Hofe den Arm des Bankiers nahm und sich einhängte.

Auch Bankiers sind Menschen. Man müßte die menschliche Natur nicht kennen, um nicht ohne weiteres zu erraten, daß das Ende der Besichtigung des Parks von Marly ein größeres Anlehen war, das der geschmeichelte Bankier der huldvollen Gastfreundschaft seines Königs bewilligte. Von den Zinsen und sonstigen Bedingungen dieses Anlehens erzählt die Geschichte nicht; man wird annehmen dürfen, daß sie nicht gar so drückend waren. Kein Molière fand sich leider für dieses Intrigenstück, wobei jede der handelnden Personen glaubte,

die andere überlistet zu haben: der jüdische Bankier den allerchristlichsten König und der allerchristlichste König den jüdischen Bankier.

Aus der Umschrift des Kupferstiches, der Bernard gewidmet ist, geht hervor, daß auch schon der stolzeste und bigotteste aller Herrscher genötigt war, den Geldbeherrscher in gute Laune zu versetzen. Bernard war Staatsrat und Ritter des St. Michaelordens. Die Rothschild wurden vom Kaiser Franz im Interesse der Staatsanleihen zu Freiherren ernannt. Wußten sie, daß ein Berufs- und Glaubensgenosse mehr als ein Jahrhundert früher nicht Baron, sondern Graf geworden war? So zeigt sich auch hier die tiefe Wahrheit des Ausspruches Hegels, daß sich alle weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sozusagen wiederholen.

Seifenblasen

Die Erde wirft Blasen wie das Wasser.
Shakespeare, „Macbeth".

Wohin man in dieser Erzählung blickt, überall ist es dasselbe Schauspiel. Was 1873 geschah, geschah 1717, und die Ereignisse von 1925 gleichen denen von 1720 wie ein faules Ei dem anderen. Auch damals schon regte der Börsenschwindel einer Stadt in vielen anderen zu gleichem an. Es fanden sich immer Leute, die nicht einsehen wollten, warum nicht auch ihnen frommen sollte, was den Pariser Hochstaplern so gut anschlug. Auf die Compagnie du Mississippi folgte die Südseegesellschaft in London. Sie bestand eigentlich schon seit 1710 als ein kleines, solides, bedächtig vorwärtsschreitendes Unternehmen. Aber das Beispiel der Mississippi-Compagnie war zu ver-

lockend. Ihre Direktoren boten dem Staate an, ihn von seinen Schulden zu befreien, wenn er ihnen dafür das ausschließliche Recht für den Südseehandel geben wolle. Der Südseehandel war aber eine ganz besonders lohnende Sache. Zu seinen Waren gehörten nicht nur afrikanische Bodenerzeugnisse und weißes Elfenbein, sondern auch das, was man in der Geschäftssprache jener Zeit so bezeichnend das schwarze Elfenbein nannte: der Handel mit Negern nach Amerika. Heine hat in einem ergreifenden Gedicht geschildert, wie Mynheer der Holländer, mit seiner schwarzen Fracht umgeht. Die gottesfürchtigen Engländer taten es nicht anders.

Die Südsee-Gesellschaft war ein Börsenschwindel wie die Pariser. Die Nation sollte zunächst Aktien kaufen, sodann sollte sie mit der Compagnie Handel treiben und aus dem Gewinn sollte die Staatsschuld bezahlt werden. Mit anderen Worten, wie McCarthy in seiner geistreichen Geschichte der vier George sagt: „Drei Männer, von denen keiner etwas hatte und jeder verschuldet war, sollten

ausschließlich untereinander Handel treiben, dadurch Vermögen machen, ihre Verpflichtungen bezahlen und im Wohlstand für den Rest ihrer Tage leben.“ So aufgefaßt, sieht der Vorschlag merkwürdig albern aus, aber er ist in seinen wesentlichen Umständen nicht törichter als so mancher Finanzplan, der eine Zeitlang erfolgreich ist. „Geldmachen, die schwerste und nüchternste aller Beschäftigungen, die Aufgabe, die nur zu bald durch ihre Ergebnisse erprobt wird, ist das Geschäft vor allen anderen, wo Menschen am leichtesten betrogen werden und am meisten erpicht darauf sind, betrogen zu werden.“ Anders als in Frankreich vollzog sich eine solche Gründung in England, wo die im Parlament vereinigten Grundbesitzer und Großkaufleute rechtzeitig dafür gesorgt hatten, daß, wenn schon durchaus betrogen werden sollte, nicht der König allein, sondern sein getreues Parlament mit ihm betrüge.

Am 22. Januar 1720, also zur Zeit des tollsten Treibens in Paris, wurde ein Gesetz im Unterhaus eingebracht, das „der Corporation

des Gouverneurs und der Kaufleute, die in der Südsee und anderen Teilen Amerikas handeln", das verlangte Geschäft mit feierlichem Beschluß übermittelte. Selbstverständlich — wann wäre dies nicht geschehen, ob 1720 oder 1920 — geschah es nicht, um den Gouverneur und den Kaufleuten von der Südsee-Gesellschaft Gelegenheit zu einem unerhörten Raubzug zu bieten, sondern „um die Fischerei zu ermutigen und in der Erwägung, wie dienlich die Sache Sr. Majestät und dessen Regierung sein werde und um ihren Eifer und ihre Bereitschaft zu zeigen, an dem großen und ehrenhaften Zwecke der Verringerung der Staatsschuld mitzuwirken".

Es kann nicht Gegenstand dieser Darstellung sein, das Schicksal der Südsee-Compagnie im einzelnen zu verfolgen. Aber einiges ist ein zu bemerkenswerter Beitrag zur Sittengeschichte, als daß es nicht erwähnt werden sollte. Die unmittelbare Folge war eine wahre Überschwemmung mit Gesuchen für alle Arten von Projekten. Zeitgenossen und spätere Betrachter nannten die Gründungen und die

Pläne der Zeit „Bubbles" (Seifenblasen), und in der Tat kann keine bessere Bezeichnung dafür gefunden werden. Sie glänzten, freuten die großen Kinder und zerplatzten mit Gestank.

Es wurde eine Anzahl verhältnismäßig vernünftiger Gesuche vorgelegt, Fischerei in Grönland, Pflanzung von Baumwolle in England, eine allgemeine Feuerversicherung, ein Monopol auf die Zubereitung von Virginiertabak in den übrigen Ländern Sr. Majestät. Andere waren weniger vernünftig und erinnern schon manchmal an Bedlam, das Londoner Irrenhaus: Gesellschaften, um gegen Verluste durch die Nachlässigkeit oder die schlechte Aufführung der Dienstboten zu versichern, um Silber aus Blei zu gewinnen, um Schiffe zu kaufen und zum Kampfe gegen die Seeräuber auszurüsten, zahllose für unfehlbare Perpetua mobilia und eines, womit diese Liste schließen möge, um ein Unternehmen von großen Gewinnaussichten durchzuführen, aber niemand habe zu wissen, was es ist.

Einer kündigte gar an, daß er in einem

Monat einen vorteilhaften Plan mitteilen werde. Wer zwei Guineen anzahlte (eine Guinee ist ein Pfund Sterling und 34 Schilling wert), dem werde eine Beteiligung von 100 Pfund Sterling vorbehalten. Am nächsten Tag waren 2000 Guineen eingezahlt. Es ist wohl unnötig zu erwähnen, daß dieser Gründer sich mit 2000 Guineen begnügte und sich, bevor der Monat vorbei war, auf holländisch empfohlen hatte.

Übrigens waren selbst die sonst so bedächtigen Holländer vor diesem Fieber nicht gefeit. Bei ihnen gab es sogar den eigenartigsten aller Börsenschwindel, das bekannte Haussetreiben mit Tulpenzwiebeln, wobei große Vermögen gewonnen und, wie es fast unnötig zu sagen ist, noch größere verloren wurden.

Die Südsee-Seifenblase platzte bald. Anfangs 1721 war der Tanz um das goldene Kalb zu Ende. Es war ein Ende mit Schrecken. In England gab es keinen König, dessen Wort genügte, um die großen Diebe entkommen, nein, im vollen Genuß der Beute zu lassen. Die englischen Großbürger hatten dafür ge-

sorgt, daß sie im Unterhaus zu bestimmen hatten, wer schuldlos und wer schuldig sei und zu büßen haben sollte. Der Schatzkanzler und eine ganze Anzahl Minister und Unterstaatssekretäre mußten daran glauben, einige, weil sie der Bestechlichkeit überwiesen wurden, andere bloß weil sie sich gegen die Heiligkeit des Pfund Sterling vergangen hatten und gegen den Grundsatz, daß nur der Schwindel straflos bleiben darf, der auf streng gesetzlichem Wege betrieben wird. Auch damals galt schon der Grundsatz von den zwei Arten Betrügereien: die kleinen, die das Strafgesetz verfolgt, und die großen, die zu Bankpräsidentenstellen, hohen bürgerlichen Ehren, ja sogar zu Ministersitzen führen.

Lange hatte Law das Prestige — auch diesem verhängnisvollen Vorwande für alle Verbrechen am Volk und seinem Wohle begegnen wir also schon damals — aufrechtgehalten, indem er den Gefoppten neue Pläne und neue Erwartungen vortäuschte. Dauernd konnte er sich dadurch nicht über Wasser halten. Wie schon der alte Sismondi in seiner

„Histoire des Français" feststellte, war das Steigen der Aktien notwendigerweise begrenzt und mußte nach einer gegebenen Zeit zusammenbrechen.

Dies war um so unvermeidlicher, als es eine große Anzahl kaltblütiger blaublütiger und sohin übermächtiger Spekulanten gab, die anfingen, ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Sie erkannten offenbar den Wahnsinn eines Kurses von 18000 für eine Aktie von 500 Livres, deren erste Dividende zwar 7,5 v.H. für ein halbes Jahr betrug, von der es aber ganz klar war, daß sie keineswegs durch Geschäfte verdient, sondern nahezu ausschließlich durch Börsenspiel mit den eigenen Aktien gewonnen worden war. Auch in dieser Hinsicht bieten die Ereignisse des — vorläufig — letzten Krachs reichlich Ähnliches, Banken, die unmittelbar nach der Verteilung ähnlicher Dividenden wie die Seifenblasen zerplatzten, Spareinleger und Kleinaktionäre um den letzten Heller betrügend, während die Verwaltungsräte und Direktoren die zusammengestohlenen Schätze zu verbergen vermochten.

HEINRICH VON BOURBON

DIE RUE QUINCAMPOIX

Schon 1719 waren große Mengen Gold und Silber, etwa hundert Millionen Livres, von englischen und holländischen Bankiers weggeschafft, indem sie bei der Banque Royale Hartgeld gegen Noten eintauschten. Es konnte noch verheimlicht werden, wenigstens vor der Menge der Börsenspieler, die aus aller Herren Länder nach Paris strömten und hier einen Fremdenverkehr ganz ungewohnten Umfangs schufen. Ein zeitgenössischer Chronist nennt außer nahezu allen Völkern Europas, worunter Griechen, Türken, Russen und Skandinavier auch noch Armenier, Indier, Perser und Chinesen, die der Ruf vom Gelde, das auf der Straße liege, mächtig anlockte. Die Börsenkontors wurden fast ausschließlich von Ausländern — aus dem Osten und Süden — betrieben, kaum eines gehörte einem Pariser, die es einfacher fanden, zu spielen, als das Spielen der anderen zu vermitteln. Sehr häufig war in keinem Gasthof nur ein Bett zu haben, obwohl der Preis den Glücksrittern nichts verschlug. Zur Zeit der großen Begeisterung zählte man 500000 Fremde, und noch immer waren die

Plätze in den Postwagen von der Grenze nach Paris auf Wochen hinaus vergriffen. Diese eigenartigen Obdachlosen übernachteten in Gast-, Kaffee- und Freudenhäusern, ja sogar im Freien; alles ertrugen sie geduldig, in der Erwartung, bald im eigenen Hause schlafen zu können. Ungeheuer muß der Wagenverkehr gewesen sein, da die Polizeiberichte voll von Unglücksfällen sind. Die glücklichen Spieler fuhren in ihren Karossen so schnell — rücksichtslos wie unsere gegenwärtigen in ihren Hundertpferdekraftwagen, und die Polizei von 1719 war gegen diesen Unfug ebenso machtlos wie die von 1927.

Selbstverständlich überstieg der Luxus, den Einheimische und Fremde trieben, alle Vorstellung. Das Unsinnigste wurde gekauft, wenn es nur teuer war. Selbst unter solchen Umständen machte es Aufsehen, als ein ehemaliger Wachtmeister durch ein verlockendes Mehrgebot ein silbernes Speisegeschirr erwarb, das für den König von Portugal angefertigt worden war. „Zu gleicher Zeit hörte man reden von zugrunde gerichteten anständigen Familien, von

heimlichem Elend, von schändlichem Vermögen, von neuen Reichen, unwürdig, es zu sein, von verächtlichen Großen, von unsinnigen Vergnügungen und skandalösem Luxus.“ (Dulaure, Histoire de Paris.) Wem fiele nicht bei diesen Worten ein, was wir in der Zeit des Geldentwertungsschwindels und der berüchtigten Sanierung selbst erlebt und entrüstet gesehen haben?!

Vom Dezember 1719 angefangen wuchs das Mißtrauen anhaltend. Wer nur immer konnte, entnahm der Bank Gold gegen Noten. Die Großen gingen voran. Trotz aller Verbote schleppten der Herzog von Bourbon und sein Bruder Condé jeder 25 Millionen Bargeld fort, die Brüder Pâris 14 Millionen. Diesen wurde die Freude am geborgenen Gewinn noch durch die am Schaden des Eindringlings Law erhöht. Der Hauptkassierer der Bank, Verzenobre, angeblich ein Berliner, fand Mittel und Wege, 30 Millionen über die Grenze zu bringen. Wer ähnliches nicht vermochte, kaufte Grundstücke; eine gewisse Mme. Chamerat, von dunkelster Herkunft, erwarb zwei Dutzend

Häuser, darunter zwei der schönsten Pariser Paläste, also doppelt soviel als zum Beispiel der Wiener Börsenmann Kola.

Zu dieser Zeit schrieb Madame, die Mutter des Regenten, nach Hause, in die Pfalz: „Niemand hat mehr einen Sou im Vermögen, aber ich sage auf gut Pfälzischdeutsch, daß sie alle papierene A—wische haben." — Vor kurzem (Frühjahr 1925) kaufte der Verfasser in einem Wiener Proletarierbezirk etwas Obst. Das Papier der Düte fiel ihm auf. Es war ein Schein über fünfundzwanzig Aktien einer im Herbst 1923 gegründeten Aktiengesellschaft. Wie weit ist vom Schicksal dieses Aktienwisches zu dem der wackeren Pfälzerin im Versailler Schlosse, den sie mit einem derberen und deshalb treffenderen Worte nannte?

Unabwendbar, mit eiserner Folgerichtigkeit ging das Schicksal seinen Weg. Am 5. Januar 1720 wurde Law zum Controleur General des Finances ernannt. Das Amt gleicht ungefähr dem eines Finanzministers. Man begreift, von welcher Bedeutung es für ihn war. Der Regent hätte ihn schon früher dazu gemacht,

teils aus Freundschaft, teils des Nutzens wegen, der für ihn abgefallen wäre, aber das Vorurteil war mächtiger als seine Macht. Law war Protestant. Das hieß, 34 Jahre nach dem Widerruf des Edikts von Nantes, ungefähr so viel, wie wenn man einem österreichischen Kaiser zugemutet hätte, einen Juden zu seinem Finanzminister zu ernennen. Madame Elisabeth Charlotte schreibt am 19. September 1719, in welcher Zeit Law und sein Treiben den ersten Platz in ihren Briefen in die pfälzische Heimat einnehmen: „Auch der verstorbene König (Ludwig XIV.) hätte Herrn Law gern bei den Finanzen verwendet. Aber da er nicht Katholik ist, sagte der König, dürfte man sich nicht auf ihn verlassen." Glücklicherweise gibt es Verständigungen mit dem Himmel. In der letzten Dezemberwoche 1719 gab es stürmische Kurssteigerungen. Law war zum Katholizismus übergetreten. Ein Jesuit, Abbé Tencin, hatte größten Einfluß. Seine Schwester, eine aus der Kutte gesprungene Nonne, geistreich und gewissenlos, war die Geliebte des allmächtigen Minister Dubois. Der Abbé bewirkte die

Glaubensänderung, die dem Neubekehrten die Kontrolleurstelle eintrug, ihm ein Geschenk von 200000 Livres und seiner Kirche Saint Roch eine halbe Million.

Bittere Wermuttropfen fielen in den Freudenbecher Laws. Er fing an, Angst vor dem Übermaß seines Erfolges zu bekommen. Die Besitzer großer Aktienmengen — jetzt ist das abscheuliche Wort Aktienpaket modern — profitierten rücksichtslos von den Machenschaften, die den Kurs von 500 auf 18000 (vorübergehend sogar auf 20000) getrieben hatten. Sie hatten nichts zu tun, als sie gegen Bankbillette umzutauschen, für die sie Gold und Silber, Edelsteine und Grundstücke kauften, „damit sie wie in einem sicheren Hafen dem Schiffbruche jener zusehen konnten, denen sie zuvorgekommen waren."

Das Suchen nach Gold wurde immer stärker. Vorbei war die Zeit, wo die Kaufleute Zahlung in Banknoten vorzogen, weil diese 10 v. H. mehr als Gold galten. Jetzt, wenn es auf die Frage: Gold oder Noten? „Ich zahle in Noten" hieß, wurde meistens geantwortet: „In

Noten? Nichts zu machen!" Oder es wurde bis zum dreifachen Preise gefordert.

Diese Abneigung gegen Banknoten war nur zu begreiflich. Während alles Gold und Silber im Lande, gemünztes und sonstwie verarbeitetes, auf 1300 Millionen Livres geschätzt wurde, betrug der amtlich angegebene Notenumlauf 2000, denen ein Bankschatz von 49 Millionen in Bargeld und Barren und 245 in Wechseln als Deckung dienen sollte. Und dabei verbreitete sich von Tag zu Tag bestimmter das Gerücht — es sollte sich bald als sehr stichhaltig erweisen —, daß der wirkliche Notenumlauf noch um ein paar hundert Millionen höher als der ausgewiesene wäre.

Der Zeitabschnitt der verzweifelten Mittel begann. Am 5. März 1720 — den man den schwarzen Freitag dieses ersten großen Krachs nennen könnte — erschien die Verordnung, die den Wert der Aktien auf 9000 festsetzte. Gleichzeitig wurde ein Bureau eröffnet, an dessen Schaltern Aktien gegen Noten und Noten gegen Aktien umgetauscht werden konnten. Es war der verhängnisvollste Fehler, den Law ma-

chen konnte, denn er nahm der Spekulation die Hoffnungn weiteren Steigens der Kurse — wie hätte der Kurs steigen sollen, wenn man jederzeit Aktien für 9000 Livres Noten haben konnte? Er setzte aber auch nicht an die Stelle des Börsentreibens die Grundlage des Vertrauens — wie hätte die nicht spielende Welt Vertrauen zu Noten haben sollen, deren Sicherheit einzig und allein in Aktien bestand, die täglich an Sicherheit einbüßten? Kein Mensch glaubte mehr an einen wirklichen geschäftlichen Wert dieser Papiere, sondern jeder rechnete nur noch auf die größere oder geringere Möglichkeit, sie einem Nebenmenschen anzuhängen.

Ebenso vergeblich blieben die Versuche, das schwindende Vertrauen durch Verordnungen zu erzwingen. Der Gebrauch von Gold- und Silbermünzen wurde bei strenger Ahndung verboten. Voltaire gibt an, daß niemand das Recht hatte, mehr als 500 Livres zu Hause zu behalten; wer mehr behielt oder versteckte, es nicht der Bank einlieferte, dem wurde es mit Beschlag belegt. Anzeiger wurden entlohnt.

Dienstleute, ja sogar Kinder ließen sich zu diesem elenden Handwerk verleiten. In einem Monat wurden vierzig Millionen Gold und Silber abgeliefert, aber es half nichts. Das Vertrauen zu den Banknoten, die anhaltend im Kurse fielen, kehrte nicht zurück. Wer konnte, gab sein Geld für Waren hin. Alles war willkommen wie bei uns zu der Zeit, als die ins Ungeheure vermehrten Kronennoten ins Unergründliche fielen. Wie sehr alle Welt bemüht war, zu retten, was möglich war, oder sogar Strandgut zu bergen, beweist der Gedanke, den Mitgliedern des Parlaments, also obersten Richtern, die entwerteten Banknoten zum vollen Werte einzulösen, „um sie für die Zulassung der Bulle Unigenitus zu entschädigen". Diese Verquickung von Börse und Religion war dem Regenten, noch weitaus dem anständigsten der blaublütigen Geldbörsenzieher, zu stark. Er erklärte in der Sitzung der Minister und Räte, „er werde es nicht dulden, daß alle diese Mississippier, die so maßlose Vermögen gemacht haben, sie behalten, während so viele Menschen zugrunde gerichtet werden".

Zu diesen Vorzeichen des herannahenden Zusammenbruches kam die Angst vor Dieben und Mördern. Ein Fall erregte durch die Person des Hauptbeteiligten besonderen Schrecken. Unter den Fremden, die die Aussicht auf mühelosen Gewinn angelockt hatte, unter dem internationalen Hochstaplergesindel, befand sich Graf Horn aus Brüssel, ein zweiundzwanzigjähriger Tagedieb aus allervornehmstem Hause, verwandt mit allem, was in Europa von höchstem Adel war, sogar mit Kaiser Karl VI. Am Gründonnerstag 1720 hatte er mit einem Börsenmakler ein Aktiengeschäft abgeschlossen; am Karfreitag sollte es im Gasthofe „Zum hölzernen Degen“ in einem Seitengäßchen Ruelle de Venise der Rue Quincampoix abgewickelt werden. Er und zwei Spießgesellen, ein Rittmeister Mille und ein Glücksritter d'Etampes, ermordeten den Börsenmann, während er den Kaufpreis zuzählte. Der Raub gelang nicht. Etampes entkam, Horn und Mille wurden festgenommen. Auf ihre Tat stand die Todesstrafe des öffentlichen Räderns. Ver-

geblich bemühten sich alle Blaublütigen, ihren jungen Klassenangehörigen zu retten, seine Verwandten Montmorency, Chatillon, Aremberg, die größten Namen Frankreichs, wenigstens eine weniger entehrende Strafe durchzusetzen. Auch der Gesandte Karls VI. soll für den Raubmörder gebeten haben. Man weiß ja, daß in diesen Kreisen nicht so sehr das Verbrechen, als die Strafe entehrte, und daß es Strafen gab, die als dem Vornehmen vorbehalten angesehen wurden, andere wieder, die nur dem gemeinen Volke gebührten. Der Regent blieb unerbittlich, und die Strafe wurde an dem hochadeligen Verbrecher vollzogen, als ob er ein ganz gewöhnlicher Raubmörder aus dem Pöbel gewesen wäre. Lassen wir ununtersucht, ob es die Gerechtigkeitsliebe des Regenten war, die ihn so festen Willen machte, oder die Sorge, daß Schwäche dem Rummel in der Börsengasse schaden könnte. Jedenfalls ging der Verfall unaufhaltsam weiter.

Der Börsenverkehr in der Rue Quincampoix wurde sofort nach dem Raubmord an dem Börsenmanne verboten. Die Mississippier ka-

men, ähnlich wie zur Zeit als der Wiener Börsenverkehr wegen des Raubmordes des Weltkrieges verboten war, in Kaffeehäusern zusammen. Der amtlich bezeichnete Platz Vendôme paßte ihnen nicht. Man findet keine Angaben, die diese Abneigung erklären würden. Jedenfalls benützte sie der Herzog von Soissons, um noch in der letzten Zeit des Börsenspiels viel Geld zu verdienen. Nach anderen soll es Law selbst gewesen sein. Im Garten des Schlosses Soissons wurden Holzbuden errichtet, und die eine Hälfte für Börsenkontors, die andere als Geschäftsladen, Cafés u. ä. vermietet. Jede Bude kostete monatlich 500 Livres Miete; der Gesamtertrag — auch eine Art Börsenabgabe — soll 3 600 000 Livres gewesen sein.

Im Garten Soissons verendete schließlich der erste große Börsenschwindel in den wilden Zuckungen von 1720.

Am 17. April wurden die Zinsen der Staatsrenten von 5 auf 2 v. H. herabgesetzt. Diesem Teilbankerott folgte schon am 22. Mai der unverhüllte vollständige. Unter der Begrün-

dung, daß der Handel unter der zu großen Menge der königlichen Papiere leide, werden die Aktien und Noten von Monat zu Monat im Werte herabgesetzt, bis sie die Hälfte des jetzigen amtlichen Kurses von 9000 Livres erreicht haben würden. Der wirkliche Börsenpreis war erheblich niedriger; es gab Tage, wo Banknoten nicht höher als mit 10 v. H. ihres Nennwertes bezahlt wurden, also genau so wie vor dem Auftreten Laws. Allerdings mit dem Unterschiede, daß die Staatsschulden riesig zugenommen hatten. Damals wurden sie insgesamt auf 2400 Millionen geschätzt, jetzt die Banknoten allein auf 6000 Millionen! Aber selbst diese phantastische Ziffer war gewiß zu niedrig. Der Präfekt der Kaufleute, Trudaine, wurde brutal abgesetzt, weil er dem Stadtrat mitgeteilt hatte, daß Noten mit den gleichen Nummern mehreremal im Verkehr vorgekommen waren. Gibt es einen sprechenderen Beweis dafür, daß es hier ein Geheimnis zu verbergen gab? Auch dieses Vorkommnis ruft übrigens die Erinnerung an ein ähnliches späteres wach, an die Tatsache, daß anfangs

der Sechziger Jahre unter dem Finanzminister Graf Larisch statt einer gesetzlich bewilligten Anleihe erheblich mehr Schuldverschreibungen ausgegeben wurden.

Am 17. Juni 1720 endlich erhielt die Bank den Befehl, die Einlösung der Banknoten gegen Bargeld einzustellen. Ausgenommen von dieser vernichtenden Maßregel waren nur die ganz kleinen Noten, für die in geringen Mengen Silbergeld gegeben wurde. Entsetzliche Auftritte ereigneten sich vor der Bank. Nicht länger sah man dort die wappengeschmückten Wagen der Verwaltungsräte und Großspieler, verschwunden waren die vornehmen Damen, die Law auflauerten, um ein glückspendendes Wort des neuen Midas aufzufangen. Angstbleich standen jetzt nächtelang verzweifelte kleine Leute aus dem Volke dort, um, wenn das Tor um neun Uhr morgens geöffnet werde, heulend und miteinander kämpfend, zu den Schaltern zu drängen. Als es einmal hieß, daß auch die Einlösung dieser Banknoten der Armen betrügerisch ausgenützt werde; daß Begünstigte auf heimlichen Wegen eingelassen

würden und dadurch denen auf der Straße die Gefahr drohte, zu spät zu den erschöpften Kassen zu gelangen, wurde das Gedränge so fürchterlich, daß sieben Wartende totgedrückt wurden. Man trug sie unter Verwünschungen und Drohrufen zuerst zum Palais Royal des Regenten, und dann zum Wohnhause Laws. Ein Straßenaufstand drohte. Wie so oft, gelang es auch diesmal dem Missetäter, die Geduld des immer betrogenen und immer verzeihenden Volkes zu überlisten. Aber zweifellos scheint es mir zu sein, daß zwischen den Totgedrückten vom Bankpalast und den Blutopfern der großen Revolution ein inniger Zusammenhang besteht.

Selbstmorde waren etwas so Alltägliches geworden, daß man kaum davon sprach, ganz wie nach dem Zusammenbruch, der großen Krachs von 1873, 1882 und jetzt 1924 und 1925. Nur wenn die Person des Selbstmörders etwas Besonderes ist, bildet es das Gespräch eines Tages.

„Die Mazi, früher Tänzerin an der Oper, sehr hübsch und im Besitze einer Rente auf die Stadt Paris von 3000 Livres (Zinsen, das

Kapital dürfte 60 000 Livres gewesen sein), wurde durch das ‚System' zugrunde gerichtet und hat sich am hellichten Tage in die Seine gestürzt." So berichtet in seinem wertvollen Tagebuch Mathien Marais im April 1722. Es zeigt, wie lange die Abwicklung der Folgen des Börsenschwindels dauerte.

Damit ist eigentlich die Geschichte des Finanzschwindels Laws zu Ende. Was noch folgte, ist aus den Nachspielen aller dieser Betrügereien bekannt. Auf die letzten Überbleibsel stürzen sich die Aasgeier der Börsentreibens, die man Kontermineure oder Baissiers nennt. In diesem Falle nannte sie der bittere Hohn der Betrogenen „le mississippi renversé", der umgekehrte Mississippi. Wer früher Aktien gekauft hatte, weil er sicher auf weiteres Steigen des Kurses rechnete, verkaufte jetzt auf spätere Lieferung, um bei noch tiefer gefallenem Preise zurückzukaufen. Auch das war lohnend genug: Im September konnte man für eine Mark Gold 18 000 Livres Noten oder neun Aktien kaufen, für die man neun Monate vorher 160 000 Livres bekommen hatte.

VERHAFTUNG CARTOUCHE'S

A D M I R E Z L A F O R C E

Zeitgenössische Satire auf den Herzog de la Force

Unter den Ratten, die sich beeilten, das sinkende Schiff zu verlassen, waren die Vornehmsten Frankreichs an der Spitze. Die hier so oft erwähnte Madame, die Mutter des Regenten, eine klarsehende Frau, schrieb schon am 27. Juni 1720 nach Hause in die Pfalz: „Drei Herzoge aus den ersten Häusern haben meiner Meinung unwürdige Dinge gemacht: der Herzog von Antin, ein Sohn der Montespan (und Ludwigs XIV.) und folglich der Bruder meiner Schwiegertochter (der Frau des Regenten), der Marschall d'Estrées und der Herzog de la Force; der erste hat alle Stoffe zusammengekauft, der zweite den Kaffee und die Schokolade, der dritte hat noch Schlimmeres getan, denn er hat alle Kerzen zusammengekauft, um sie teurer loszuschlagen. Als er kürzlich die Oper verließ, haben ihn junge Leute mit Spottliedern verfolgt. Ihr könnt Euch vorstellen, wie man gelacht hat."

Der edle Herzog, Pair von Frankreich, um seine Aktien zu verwerten, kaufte auch noch andere unentbehrliche Waren auf: hauptsächlich Seife, Zucker und Gewürze, die er in gro-

ßen Magazinen, eigens für diesen Zweck gemietet, aufstapelte; auch in Klöstern lagerte er sie ein.

So furchtbar wirkten diese Wuchergeschäfte, daß die Kleinhändler gezwungen waren, die Preise zu verdoppeln und zu verdreifachen, was in den bösen Tagen des Zusammenbruches und der allgemeinen Verarmung eine schreckliche Hungersnot herbeigeführt haben würde, wenn es länger gedauert hätte.

Ein anschauliches Bild der Zeit gibt das Tagebuch des Pariser Rechtsanwaltes Barbier. Dieser gutunterrichtete und gewissenhafte Berichterstatter gibt an, daß der Herzog de la Force für eine Million Livres (im Kaufwerte von etwa sieben Millionen Goldfranken) Kaffee, Kerzen und Branntwein kaufte, die er in Räumen einlagerte, die ihm die Augustiner in ihrem Kloster einräumten. Sogar die Bibliothek wurde zu diesem Zwecke geräumt. Eine viel verbreitete Karikatur zeigte ihn, eine ungeheure Last von Kisten, Fässern und Ballen schleppend. Die Unterschrift lautete: „Admirez la Force." (Bewundert La Force oder auch:

die Kraft.) Auch sonst war er der Gegenstand des Spottes und der Schadenfreude. Man erzählt sich lachend den bösen Streich, den ihm sein Bruder spielte. Das edle Paar hatte ein Geschäft gemacht; der Herzog hatte dem Bruder seine Mätresse abgetreten, selbstverständlich gegen Barzahlung. Der Bruder zahlte mit entwerteten Banknoten, von denen auch er wußte, wie wenig sie schon wert waren und wieviel noch weniger sie bald sein würden. Madame, die auch dieses Geschichtchen erzählt, klagt mit Recht „über die abscheuliche Sache, sehen zu müssen, wie gierig die Leute höchstens Ranges sind und wie entschlossen, sich, ganz gleichgültig mit welchen Mitteln, zu bereichern.“

Aber zuletzt lachte doch er am besten. Er behielt sein Vermögen, nachdem ein Versuch, ihn zur Herausgabe zu zwingen, vor der Klassenjustiz kläglich gescheitert war.

Auch zwei Prinzen von Geblüt befanden sich unter den Strandräubern: der Herzog von Bourbon und der Prinz von Conti. Sie benützten ihren Einblick in die Verhältnisse der

Bank sowie ihre Macht und die Bedientenhaftigkeit der Behörden, um Gold gegen entwertete Aktien und Banknoten wagenweise wegzuschleppen. Das erregte Volk verfolgte den auch sonst verhaßten und hassenswerten Bourbon mit Steinwürfen. Es hinderte ihn nicht, nach dem plötzlichen Tode des Regenten dessen Stelle bei dem jungen Ludwig XV. einzunehmen.

Die Schrecken des Endes wurden noch gesteigert durch den Ausbruch der Pest in Marseille. Ereignet sich ein großes Unglück, solange der Hexensabbat eines wahnwitzigen Börsentreibens währt, so macht es kaum einen Eindruck; höchstens daß es das sprunghafte Hinauftreiben der Kurse um ein geringes verlangsamt. Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen, und wer gern Geld erjagt, der pfeift leicht auf alles. Anders wenn die Stimmung umgeschlagen hat. Alles ist dann Anlaß für die aus der Betörung aufgescheuchte Menge, die früher so begehrten Papiere um jeden Preis loszuschlagen, willkommene Beute für die Leichenfledderer des Baissespieles.

Cartouche

Es ist kein Zufall, daß das Auftreten des größten Räubers, der jemals Paris brandschatzte, mit dem größten Finanzschwindel zusammenfiel. Solche Gleichzeitigkeit war immer und ist auch in unseren Tagen zu beobachten. Das Begehren nach Reichtümern ohne Arbeit macht Schule. Je nach Veranlagung, Neigung und Umständen wird der eine ein großer Börsenspieler, der andere ein großer Einbrecher. Vor kurzem hat Prof. Franz Exner in Leipzig den Zusammenhang zwischen Krieg und Verbrechen nachgewiesen; es wäre lehrreich und nützlich, wenn die Wissenschaft die Zusammenhänge zwischen Börsentreiben und Verbrechen zeigte.

Dieser große Räuber war Louis Dominique Cartouche, der in Frankreich eine Legenden-

gestalt wie Schinderhannes in Deutschland, Grasel in Wien, Rozsa Sandor in Ungarn ist. Sohn eines Pariser Faßbinders, wurde er als Knabe von Zigeunern entführt, bei denen er nichts als Bettel, Betrug und Diebstahl lernte. Man erkennt auch hier, daß das, was wir die Schuld eines Menschen zu nennen gewohnt sind, die Folge trauriger Jugendverhältnisse ist. Der Schreiber des Untersuchungsrichters nennt ihn „einen in seiner Art eigentümlichen Menschen; obschon ohne Erziehung, war er nicht ohne Artigkeit und Gefühl". Wäre er nicht mit Erziehung einer der Bankmänner Laws geworden?

Ein anderer, nachdem er die fabelhafte Kraft, Gewandtheit und Kühnheit Cartouches gerühmt hat, erzählt, daß er vornehme Umgangsformen hatte, geistreich und immer gut gelaunt war. Er machte Verse und Lieder. Im Gefängnis wurde er Mitarbeiter eines Stückes, dessen Held er war; das Stück war von Legrand, der den Zeitgenossen als der Nachfolger Molières galt; das Stück „Cartouche oder Die Diebe" wurde in der Comédie française,

der ersten Pariser Bühne, etwa im Range des Burgtheaters, aufgeführt, zum erstenmal am 16. November 1721; am 28. November wurde der Held und Mitverfasser auf dem Grèveplatz lebendig gerädert. Er war am 14. Oktober gefangen worden; verraten hatte ihn sein Stellvertreter, der bezeichnenderweise Wachtmeister bei der Garde, der damaligen Sicherheitswache, war. Cartouche war berüchtigt durch die Leichtigkeit, womit er mordete, andererseits geradezu volkstümlich durch seine Organisation, die ein wirkliches Heer von Banditen auf die Beine brachte und ihre Beziehungen aller Art bis in die Ämter hinauf und zur Polizei hatte, die unter d'Argenson mit Fug und Recht als die beste der Welt gelten konnte.

Daß ein solches Genie des Verbrechens Beziehungen zur Gasse Quincampoix hatte, ist zu natürlich, als das man sich wundern könnte. Der Polizeioffizier François Le Roux, der die Aufsicht über die Börsengasse und ihre Besucher hatte, war Teilnehmer der Bande Cartouche. Man kann sich leicht vorstellen, wie

die Leute in der dunklen, engen, vollgedrängten Gasse ausgeraubt wurden, auch die, deren Geschäft sonst das Plündern war. Die Aufschreibungen über die späteren Verhöre des Le Roux zeigen, bis zu welcher Verwegenheit sich sein Treiben verstiegen hatte. Der Posten, den er befehligte, war eine wahre Halsabschneiderhöhle. Die Leute wurden dort umgebracht. Einem reichen Engländer nahmen sie nicht weniger als 1 300 000 Livres in Geld und Wertpapieren ab. Man glaubt den Bericht irgendeines Bankuntersuchungsausschusses der jüngsten Zeit zu lesen. Als der Skandal endlich zu arg wurde und der räuberische Polizist abgesetzt werden mußte, kam an seine Stelle ein Inspektor Bourbon. Die öffentliche Sicherheit war vom Regen in die Traufe gekommen. Auch ihr neuer Wächter gehörte der Bande Cartouches an. Aber erst der Raubmord des Grafen Horn und seiner Spießgesellen führte zur Sperrung der verhängnisvollen Straße.

Die Gefangennahme Cartouches und seiner Bande gab Anlaß zu einer ganz lustigen Täuschung der Pariser, die voll Ungeduld wissen

wollten, wie der Mensch aussehe, der sie so lange in Schrecken versetzt hatte. Von zwei sehr achtbaren Leuten, einem Zeichner Aubert und einem Bibliothekar Le Gallois, gab es gedruckte Bilder. Unternehmende Händler mit wenig Gewissenhaftigkeit kauften sie auf, setzten den Namen Cartouche darunter und machten ein glänzendes Geschäft mit den Fälschungen, die ihnen von den Neugierigen aus den Händen gerissen wurden.

Das Ende

Die Menschen beteten zu allen Zeiten den Erfolg und den Erfolgreichen an. Für diese Entwürdigung, die sie deutlich empfanden, aber von der sie aus Eigennutz nicht lassen wollten, solange sie auf einen Brosamen vom Tische der Reichen hofften, für diese Demütigung ihres Bettelstolzes rächen sie sich mit den Steinen, die sie dem Abgotte nachwerfen, sobald ihn das Glück verlassen hat. Law wurde vom Amte des Controleur General des Finances enthoben; die Anbeter von gestern wurden heute seine wütendsten Gegner, allen anderen voran die Großen und Größten Frankreichs, wobei man gerechterweise sagen muß, daß der Regent die rühmliche Ausnahme bildete. Als einziger hielt er an der Neigung zu dem gestürzten Finanzmann fest, auch dann

noch, als die zur Siedeglut erhitzte öffentliche Meinung Law nötigte, sich auf sein Landgut Germande-en-Brie zurückzuziehen. Als es ihm auch dort zu bedenklich wurde, reiste er am 19. Dezember nach Brüssel, mit Pässen, die der Regent ihm durch den Herzog von Bourbon zustellen ließ, und im Reisewagen des Herzogs.

Im September 1722 wurde ein eiserner Käfig, achtzehn Fuß lang und acht breit, im Hofe der Bank aufgestellt. Hineingeworfen wurde, was von dem Vermögen der leichtgläubigen Franzosen übriggeblieben war. Der Staat entledigte sich so seiner Schulden. Die lachenden Erben blieben die paar Dutzend große Herren und bedenkenlose Spekulanten, die ihre Beute rechtzeitig aus dem verzehrenden Brande gerettet hatten.

Es wäre verlockend den Umfang der Zerstörung ziffernmäßig zu berechnen. Leider ist es nicht möglich; die Angaben über die Höhe der Staatsschulden sind viel zu ungenau. Schätzungen würden deshalb auch nicht annähernd ein richtiges Bild geben. Eher ist es bezüglich der Aktien möglich. Sechshundert-

tausend Stück wurden ausgegeben, der Erlös waren 1 677 500 000 Livres. Diese Aktien wurden vollständig wertlos. Thiers, ein vorsichtiger Rechner, nimmt einen Börsenverlust von 9 Milliarden an; das hieße, daß jede Aktie im Börsenverkehr durchschnittlich mit 15 000 Livres bezahlt worden wäre. Dies scheint mir zu hoch angenommen zu sein. Wohl stieg der Kurs bis auf 18 000, in der allergrößten Siedehitze sogar bis 20 000, sicherlich kann man aber nicht annehmen, daß ein sehr großer Teil so bezahlt worden sei. Rechnet man einen Höchstpreis von 18 000 für ein Viertel der Aktienmenge die 15 000 Livres des Thiers für ein weiteres. Ein drittes Viertel mit 10 000 und das letzte mit 5000; vernachlässigt man vollständig die 100 000 Aktien die der König ohne jede Einzahlung bekommen hatte, so ergibt sich bei den Aktien ein Verlust von 4¾ Milliarden Livres.

Berücksichtigt man, daß das Livre von damals den Wert 7 jetziger Goldfranken hatte, so ergibt es sich, daß dieser erste große Börsenschwindel den Betörten einen Verlust

von mehr als 33000 Millionen Goldfranken zufügte! Muß man nicht darüber staunen, daß das französische Volk einen so ungeheuren Aderlaß ertragen konnte und daß es ihn 70 Jahre lang ertrug, bevor sein Unwille in der Revolution ausbrach. Und da hatte noch so viel anderes hinzukommen müssen.

Ein paar Opfer wurden dem Zorn des Volkes hingeworfen, Angestellte, die sich bei der großen Schlußabrechnung bereichert hatten. Aber es galt nicht einmal der Rechtsgrundsatz, daß man nur die kleinen Diebe hängt. Dodé, Kontrolleur der Liquidationskasse und der Kassier Gally wurden zum Galgen verurteilt; ein Richter Talhonet und das Mitglied des Großen Rats Abbé Clément sollten geköpft, einige andere zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt werden. Es ging mit diesen barbarischen Strafen wie mit den viel milderen unserer Tage: sie wurden zuerst herabgesetzt und dann nicht vollstreckt.

Das Lebensende des Mannes, der drei Jahre lang Europa im Fieber der Gewinngier gehalten hatte, ist fast in Dunkel gehüllt. Wer

kümmert sich um einen Börsenmann, der keine Gnaden mehr zu verteilen hat? Man weiß, daß er sich Peter I. von Rußland als Finanzverbesserer antrug und einen höflichen Korb erhielt. In Venedig, damals Zufluchtsstätte aller Abenteurer, starb er 1729 in den bedrängtesten Verhältnissen. Kunstschätze hatte er nicht zu verkaufen. Die in Paris durch ihn und an seinem Zusammenbruche reich geworden waren, erinnerten sich seiner nicht mehr und ließen seine Briefe ohne Antwort. Ein wertvoller Brillantring, so ziemlich das einzige gerettete Gut, wanderte wiederholt in den Monte Pieta, das Pfandamt der Lagunenstadt. Nichts ist bekannt vom Schicksal seiner Frau, ebensowenig weiß man, was aus der Tochter geworden ist, mit der einst der König von Frankreich und der Nuntius des Papstes Bälle eröffnet hatten. Versunken und vergessen, das ist des gefallenen Bankmannes Schicksal. Man möchte den ersten großen Bank- und Börsenschwindler fast bedauern. Jedenfalls zeigte er eine Anständigkeit im Unglück, die seine Nachfolger vermissen lassen. Er war mit zwei Millionen

Livres nach Paris gekommen und verließ es als armer Mann. Alles das liegt den vielen Laws von heute ferne. Sie kommen mit einer durchlöcherten Hosentasche und verlassen den Schauplatz nicht als arme Leute, sondern bleiben seelenruhig. Das Armsein überlassen sie den geprellten Leichtgläubigen, und für die Ruhe und Sicherheit ihrer Beute sorgt die Staatsgewalt.

KÖNIG UND KÖNIGIN
VOM MISSISIPPI

LE DIABLE D'ARGENT

despée a Coups de Pique
Mousquets chacun se pique
de tirer ce Diable dargent
Mais ce demon par sa rubrique
a tant qu ils Sont faysant la nique
ne leur donneront pas vn escu Seulement

Chacun tire a ce Diable dargent

D E R G E L D T E U F E L

Anhang

Dubois

In der Geschichte des Finanzschwindels, den man das System nennt — der erste in ein System gebrachte große Börsenbetrug —, wird der Name Dubois beinahe gar nicht genannt, obwohl Dubois nicht allein schon Erzbischof von Cambrai und Mitglied des Staatsrates war, sondern einer der intimsten Freunde und Berater des Regenten und, wie jedermann wußte, zu noch höherem berufen. Sein Beiseitestehen während des großen Freudentanzes um das Goldene Kalb ist begreiflich: er war viel zu klarsichtig und kaltblütig, um nicht von allem Anfang an das baldige Ende vorauszusehen, aber er war auch Höfling und Menschenkenner genug, um zu wissen, daß man sich durch nichts so sicher und so gründlich mißliebig macht, als wenn man die Freu-

den der Großen durch Unglücksprophezeiungen stört. Dubois gewann nicht am Aktienschwindel, als alle Welt gewann; er verlor aber auch nicht, als so ziemlich alle Welt das rasch Gewonnene noch schneller verlor. Er ersparte es sich, Geldgewinn mit Verhaßtheit und Unvolkstümlichkeit zu erkaufen. Schon deshalb, weil er einer der ganz wenigen war, die allen Verlockungen widerstanden, schon dieses Gegensatzes wegen darf er in der Geschichte des Finanzschwindels Laws nicht fehlen. Aber auch sonst ist seine Laufbahn vom Diener des Pfarrers von St. Eustache zum mächtigsten Manne Frankreichs und Kardinal der römischen Kirche ein zu merkwürdiger Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit, als daß ihm hier nicht sein Platz gebühren würde. Dubois bezeichnet deutlicher als jeder andere den Wandel der Zeiten und der Sitten. Bis zu ihm waren, Mazarin ausgenommen, die hohen Kirchenfürstentümer das unfragliche und unangetastete Vorrecht des hohen Adels gewesen. Es gab in Frankreich hundertdreißigtausend Mitglieder der Kirche, Männer und

Frauen. Man greift eher zu hoch als zu niedrig, wenn man annimmt, daß das ungeheure Vermögen der Kirche dreitausend von diesen hundertdreißigtausend gehörte. Es waren die Söhne und Töchter des hohen und höchsten Adels, denen die einträglichen Bistümer, die kirchlichen Benefizien, die reichen Männer- und Frauenklöster und Stifter zufielen. Am Hofe zu Versailles lebend, bezogen sie die Einkünfte reicher Pfarren, deren Dienste ein hungernder Vikar versah. Die andern waren arme, zum Teil hungerleidende Hörige und Handlanger der Kirche.

Der niedrig geborene Dubois, der als Kardinal, Gleicher unter den Gleichen, neben die Blaublütigsten trat und sie als leitender Minister an Macht und Ansehen überflügelte, ist ganz ebenso, wenn auch ebenso ohne Absicht, ein Wegmacher der großen Revolution, wie es der schottische Goldschmiedesohn und Glückspieler Law war.

Guillaume Dubois wurde als zweiter Sohn eines Landarztes und Apothekers zu Brive am 6. September 1656 geboren. Seine Erziehung

begann bei den Vätern von der christlichen Lehre; mit dreizehn Jahren nahm er die Tonsur, die zu nichts verpflichtete, am wenigsten zu einem geistlichen Leben, aber manche Gönnerschaft erwarb. Von 1672 bis 1676 studierte er Philosophie und Theologie; dann folgen zehn Jahre, wo die genauesten Denkwürdigkeiten der Zeit nichts Bestimmtes von ihm wissen. St.-Simon behauptet, er wäre zuerst Diener im Kollegium von St. Eustache und dann des Pfarrers gewesen. Der bekannte Rechtsanwalt Barbier erzählt in seinem Tagebuch der Regentschaft die Sache ähnlich. Die neuere Geschichtsschreibung bestreitet es. Fest steht, daß er als Gehilfe des Erziehers in das Haus des Herzogs von Chartres, ältester Sohn des Herzogs von Orleans, kam, des jungen Mannes, der später als Herzog von Orleans und Regent für den minderjährigen Ludwig XV. eine so große Rolle in der Geschichte und Unsittengeschichte spielte. Von diesem Augenblick angefangen verließ er seinen Zögling nicht mehr, begreiflicherweise auch dann nicht, als er ihm statt des Schönschreibens

und anderer jugendlicher Kenntnisse andere, weniger offen eingestandene, aber jungen Leuten wohlgefälligere, beibringen durfte.

Er war sein Lehrer, sein Gesandter, sein Minister und sein Kuppler, der erfolgreiche Vertraute seiner geheimsten politischen Pläne und seiner geheimsten Ausschweifungen, so ziemlich jeder staatsmännischen Klugheit und jeder Niederträchtigkeit eines modernen Macro fähig; nachgiebig, ausweichend wo immer es ihm Vorteil zu bringen vermochte, als leitender Minister der bezahlte Pensionär Englands, jeder Bettgenossin des Herzogs ergeben, zu jedem Verrat, zu jeder Untreue entschlossen, wenn sie ihm Nutzen brachte — und er verstand es die Dinge so zu lenken, daß sie ihm nur Nutzen brachten —, treu einem einzigen Menschen, dem Regenten; ausdauernd und unablässig dem einzigen Ziele seines Lebens folgend, dem Kardinalshut, den er so sehr mißachtete, daß er ihn für bares Geld kaufte, und doch so innig ersehnte, daß ihm, der ebenso ungläubig wie abergläubisch war, das Opfer seines ewigen Heils nicht zu groß schien, die-

ses rote Stück Filz als Kopfschmuck zu erwerben.

Die Verlobung des achtzehnjährigen Herzogs von Chartres ist eines der bezeichnendsten und zugleich unterhaltendsten Bilder vom Hofe des Königs, den die Außenstehenden als den größten aller Zeiten bewunderten. Mit der Versorgung seiner außerehelichen Kinder beschäftigt, hatte Ludwig XIV. zwei seiner Töchter an Prinzen von Geblüt verheiratet.

Die Prinzessin von Conti, einzige Tochter des Königs und der Frau von Lavallière, war Witwe ohne Kinder. Die andere, die älteste Tochter des Königs und der Frau von Montespan, hatte Monsieur le Duc, den Herzog von Bourbon-Conti, geheiratet. Der Herzog von St.-Simon erzählt: „Es war lange her, daß Frau von Maintenon, noch mehr als der König, einzig und allein trachtete, die Bastarde mehr und mehr zu erhöhen und daß beide daran dachten, Fräulein von Blois, zweite Tochter des Königs und der Frau von Montespan, mit dem Herzog von Chartres zu verheiraten. Er war der wirkliche und einzige Neffe des Kö-

nigs und sehr über den Prinzen von Geblüt, durch seinen Rang als Enkel von Frankreich (Petit Fils de France) und durch den Hof, den Monsieur hielt, erhaben." (Monsieur ist der Titel des ältesten Bruders des Königs.) „Die Heirat der zwei Prinzen von Geblüt, von der ich eben sprach, hatte alle Welt skandalisiert." (Unter „aller Welt" versteht der Herzog von Saint-Simon die paar tausend Menschen, die außerhalb aller Welt am Hofe von Versailles lebten.) „Der König war nicht in Unkenntnis dieses Ärgernisses und schloß daraus auf die Wirkung einer außer jedem Verhältnis vornehmeren Heirat. Vier Jahre lang wälzte er sie schon in seinem Sinn und hatte die ersten Vorkehrungen getroffen. Sie waren um so schwieriger, als Monsieur außerordentlich an allem hing, was seine Würde betraf, während Madame einer Nation angehörte, die die Unehelichkeit der Kinder und die unebenbürtigen Ehen verabscheute, und einen Charakter hatte, der es nicht wagen ließ, sich zu versprechen, daß sie jemals dieser Heirat Geschmack abgewinnen werde."

Madame, von der hier die Rede ist, war Elisabeth Charlotte, Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig, Pfalzgrafen am Rhein, und der Charlotte von Hessen, unter dem Namen Liselotte bekannt durch ihre eigenartigen, die Dinge frisch von der Leber weg behandelnden Briefe, die sie von Versailles an Verwandte und Freundinnen in der Heimat schrieb. Sie war in Heidelberg am 27. Mai 1652 geboren, wurde am 16. September 1671 an den Herzog von Orleans, Monsieur genannt, verheiratet und starb, nach einer traurigen Ehe mit einem der verworfensten Gesellen an dem verworfenen Hofe, in Saint Cloud am 18. September 1722. Elisabeth Charlotte erfreute sich der größten Achtung, obwohl sie weder Schönheit noch sonst irgendeine Mitgift von den Grazien nach Versailles gebracht hatte. Es spricht für diese Frau, daß sie, der als Deutsche keine sonderliche Beliebtheit vorausging, in größtem Ansehen bei Ludwig XIV. stand, der zwar die leichtfertigen Frauen seines Hofes liebte, aber die anständigen achtete. Der König bezeichnete sie häufig als die einzige anständige

Frau an seinem Hofe und bei vielen Gelegenheiten zeigte es sich, daß der große König, dem Frankreich zu Füßen lag, sich vor dem Unwillen dieser Frau fürchtete und sich hütete, ihn herauszufordern.

Saint-Simon erzählt nun, wie sich der König, um so großer Hindernisse Herr zu werden, an den Groß-Stallmeister Louis von Lothringen wandte, und dessen Bruder, den Chevalier de Lorraine, die den größten Einfluß auf Monsieur, den Bruder des Königs hatten. Der Geschmack Monsieurs galt nicht den Frauen und er verbarg diesen Geschmack nicht, der ihm den Chevalier de Lorraine zum Herrn gegeben hatte, was er während seines ganzen Lebens blieb. Die beiden Brüder ergriffen freudig die Gelegenheit, sich den König zu verpflichten. Er verlieh ihnen beiden den vielbegehrten Orden vom Heiligen Geist, und der Chevalier de Lorraine, so im vorhinein bezahlt, bürgte für die Zustimmung Monsieurs zu der Heirat und für die Mittel, Madame und den Herzog von Chartres zu gewinnen.

Er wandte sich an den Erzieher Chartres', einen gewissen Saint Laurent.

Dieser Erzieher war mit dem Pfarrer von St. Eustache befreundet. Der Pfarrer hatte seinen Diener, namens Dubois als Schreiblehrer zu seinem Zögling gebracht. Die beiden Lothringer kannten den Einfluß des Schreiblehrers auf seinen Schüler und sie verstanden es, ihn zweckdienlich zu benützen. Dubois gelang es, die Zustimmung des jungen Menschen zur Verlobung mit der Tochter des Königs zu gewinnen. Es war ihm leicht, weil Jugend und die geringen Kenntnisse und Erfahrungen des jungen Menschen ihm Angst vor dem König und seinem Vater machten und auf der anderen Seite ihm alle Himmel der Liebe neben der Ehe offen zeigten. Monsieur (der damalige Herzog von Orleans und Vater des Herzogs von Chartres) war schon gewonnen, und sowie der König die Antwort Dubois hatte, beeilte er sich, die Sache zu beenden. Ein oder zwei Tage vorher erhielt Madame, die Mutter des jungen Herzogs, davon Witterung. Sie sprach mit dem Sohne von der Unwürdigkeit

dieser Heirat mit aller Kraft, deren sie nicht ermangelte, und sie erhielt von ihm das Wort, daß er nicht zustimmen werde. Also Schwäche gegen seinen Lehrer, Schwäche gegen seine Mutter, Abneigung von der einen Seite, Furcht von der anderen und große Verwirrung auf allen Seiten.

Saint-Simon erzählt nun, wie der junge Herzog von Chartres zum König gerufen wurde.

Er traf den König allein mit Monsieur, dem Herzog von Orleans, seinem Vater, in seinem Kabinett, wo der junge Prinz nicht darauf gefaßt war, seinen Vater zu finden. Der König erwies Herrn von Chartres Freundlichkeiten, sagte ihm, daß er Sorge für seine Selbständigkeit tragen wolle; daß der auf allen Seiten entbrannte Krieg ihm die Prinzessinnen wegnehme, die ihm hätten passen können, daß es von Prinzessinnen von Geblüt keine in seinem Alter gäbe, daß er ihm seine Zärtlichkeiten nicht besser bezeugen könnte, als indem er ihm seine Tochter anbiete, deren beide Schwestern zwei Prinzen von Geblüt geheiratet hätten; daß bei ihm die Eigenschaft des Schwie-

gersohnes mit der des Neffen vereinigt würde. Soviel ihm auch an dieser Heirat liege, zwinge er ihn keineswegs und lasse ihm diesbezüglich alle Freiheiten. Dieser Vorschlag, ausgesprochen mit der angsteinflößenden Majestät, die dem König gegenüber einem ängstlichen und schwer antwortenden Prinzen so natürlich war, brachte ihn außer sich. Er glaubte sich aus so großer Verlegenheit zu ziehen, indem er sich auf Monsieur und Madame berief und antwortete trotzend, daß der König der Herr sei, aber daß sein Wille, sein, des Herzogs Wille, von dem ihrigen abhänge. „So gebührt es sich auch," antwortete der König, „aber wenn du zustimmst, werden sich dein Vater und deine Mutter nicht widersetzen," und sich zum Herzog von Orleans wendend: „Ist es wahr?" Monsieur stimmte zu, wie er es schon unter vier Augen mit dem König getan hatte, der sofort sagte, es handle sich also nur mehr um Madame, die er auf der Stelle holen ließ. Mittlerweile begann er mit Monsieur zu plaudern, wobei beide nichts dergleichen taten, als bemerkten sie die Ver-

legenheit und Niedergeschlagenheit des Herzogs.

Madame kam, der der König beim Eintreten sagte, er rechne sehr darauf, daß sie sich nicht einer Angelegenheit widersetzen werde, die Monsieur wünschte und der Herr von Chartres zugestimmt hätte: der Heirat mit Mademoiselle de Blois, die er, wie er gestehe, mit Leidenschaft wünsche; und er fügte kurz dieselben Bemerkungen hinzu, die er schon dem Herzog von Chartres gesagt hatte; das ganze mit gebieterischem Äußeren, aber als wäre es außerhalb jedes Zweifels, daß Madame nicht anders als entzückt sein könnte, obgleich er des Gegenteils sicher war. Madame, die auf die Ablehnung gerechnet hatte, worauf ihr Sohn ihr sein Wort gegeben hatte, war verlegen und blieb stumm. Sie warf zwei wütende Blicke auf ihren Gatten und ihren Sohn, sagte, da sie einverstanden wären, hätte sie nichts dazu zu sagen, machte eine kurze Verbeugung und zog sich zurück. Ihr Sohn (der Herzog von Saint-Simon sagt immer: Ihr Herr Sohn) folgte ihr auf dem Fuß, und ohne ihm

auch nur einen Augenblick Zeit zu lassen, um ihr zu sagen, wie die Sache geschehen wäre, schrie sie laut unter einem Sturm von Tränen und jagte ihn hinaus!

Kurz darauf trat Monsieur, vom König kommend, bei ihr ein und ausgenommen, daß sie ihn nicht wegjagte, wie ihren Sohn, schonte sie ihn nicht mehr: so daß er sehr verlegen von ihr wegging, ohne daß er ihr nur ein einziges Wort hätte sagen können. Dieser große Auftritt war etwa um vier Uhr nachmittags zu Ende und abends gab es Appartement, wie im Winter dreimal in der Woche, die anderen drei Tage Komödie und Sonntag nichts.

Was man Appartement nennt, war die Zusammenkunft des ganzen Hofes von sieben Uhr bis zehn Uhr, wo der König sich zum Speisen setzte. Zu Anfang gab es Musik, dann Tische in allen Zimmern für alle Gattungen Spiele. Einen Landsknecht, den Monseigneur und Monsieur regelmäßig spielten, ein Billard, mit einem Wort vollkommene Freiheit, mit wem man wollte, zu spielen, und Tische zu verlangen, wenn die vorhandenen schon besetzt

waren. Neben dem Billard gab es einen Raum für die Erfrischungen und anfangs war der König gekommen und spielte eine Zeitlang. Aber schon seit längerer Zeit kam er nicht mehr, wollte aber, daß alle Welt anwesend sei und jedermann bemühte sich, ihm zu gefallen. Er dagegen verbrachte seine Abende bei Frau von Maintenon, wo er mit verschiedenen Ministern, einem nach dem anderen, arbeitete.

Bald nachdem die Musik beendet war, ließ der König Monseigneur und Monsieur, die Landsknecht spielten, rufen. Madame, die kaum einer Partie Hombre zusah, zu der sie sich gesetzt hatte, Herr von Chartres, der sehr traurig Schach spielte, und Mademoiselle de Blois, die kaum begonnen hatte, in der Welt zu erscheinen (sie war noch nicht fünfzehn Jahre alt) und diesen Abend außerordentlich aufgeputzt war und trotzdem nichts wußte, nicht das Geringste vermutete, so sehr, daß sie, von Natur sehr furchtsam und den König schrecklich fürchtend, glaubte, er hätte um sie geschickt, um ihr irgendeinen Verweis zu erteilen, und so zitternd eintrat, daß Frau

von Maintenon sie auf die Knie nahm, wo sie sie während der ganzen Zeit hielt und doch kaum beruhigen konnte. Bei der Nachricht, daß diese königlichen Personen zu Frau von Maintenon gerufen worden seien und Mademoiselle de Blois mit ihnen, verbreitete sich das Heiratsgerücht im Appartement zur gleichen Zeit, wo der König die Verlobung erklärte. Es dauerte nur einige Augenblicke und die Herrschaften kamen in das Appartement zurück, wo die Erklärung öffentlich gemacht wurde.

Madame ging in der Galerie mit Fräulein von Chateautièrs, ihrem Liebling, auf und ab. Sie ging mit großen Schritten, das Taschentuch in der Hand und hell weinend, sprach sehr laut, machte große Gebärden und stellte sehr gut Ceres vor nach der Entführung ihrer Tochter Proserpina, die sie wütend sucht und von Jupiter zurückverlangt. Jedermann gab ihr aus Respekt das Feld frei und ging so rasch wie möglich vorüber. Monseigneur und Monsieur hatten sich wieder zu ihrer Kartenpartie gesetzt. Nichts war so schmachvoll wie

die Miene Monsieurs oder so verstört wie seine ganze Person. Dieser Zustand dauerte länger als man meinte. Sein Sohn schien trostlos und seine Zukünftige in außerordentlicher Verlegenheit und traurig, so jung sie auch war. Und wie wunderbar ihre Heirat, so sah und empfand sie doch den großen Auftritt und ahnte alle seine Folgen. Die Bestürzung schien allgemein bis auf ein paar Personen. Für die Lothringer war es ein Triumph, die Sodomie und der doppelte Ehebruch hatte ihnen gut gedünkt. Sie genossen ihren Erfolg und da sie die ganze Schmach auf sich genommen hatten, hatten sie Grund, zufrieden zu sein.

Die Politik machte so das Appartement anscheinend schleppend, aber in Wirklichkeit lebendig und interessant. Es endete mit dem Abendessen des Königs, von dem ich nichts verlieren wollte. Der König erschien ganz wie gewöhnlich. Herr von Chartres war bei seiner Mutter, die ihn niemals ansah, ebensowenig wie ihren Gatten.

Sie hatte die Augen voll Tränen, die von Zeit zu Zeit heruntertropften und die sie weg-

wischte, wobei sie alle Welt ansah, als hätte sie sehen wollen, welche Miene jedermann machte. Ihr Sohn hatte ebenfalls die Augen sehr rot und beide aßen fast nichts. Ich bemerkte, daß der König ihr fast von allen Gerichten anbot und daß sie alle mit unwirschem Ausdruck ablehnte, was aber bis zum Schluß die Aufmerksamkeit und Höflichkeit des Königs für sie nicht beeinflußte.

Es wurde noch sehr bemerkt, daß beim Verlassen des Tisches und beim Ende des stehenden Cercle im Zimmer des Königs dieser Madame eine sehr deutliche und tiefe Verbeugung machte. Währenddessen machte sie eine ganze Umdrehung, so daß der König, als er sich wieder aufrichtete, nichts mehr als ihren Rücken vor sich sah, als sie bei der Tür stand, im Begriff, hinauszugehen."

Und noch einen anderen hübschen Auftritt erzählt Saint-Simon zum Schluß seines Berichtes über die traurige Verlobung: „Am nächsten Tag war der ganze Hof bei Monsieur und Madame und beim Herrn von Chartres, aber ohne ein Wort zu sprechen. Man be-

gnügte sich mit einer Verbeugung und alles ging mit vollkommenem Schweigen vor sich. Man ging dann wie gewöhnlich zum Lever und zur Messe des Königs. Madame kam: ihr Herr Sohn näherte sich ihr, wie er es täglich machte, um ihr die Hand zu küssen. In diesem Augenblick versetzte ihm Madame eine so ausgiebige Ohrfeige, daß sie auf mehrere Schritte gehört wurde, und die in Gegenwart des ganzen Hofes den armen Prinzen über und über verwirrt machte und die zahllosen Zuschauer, unter denen auch ich war, mit dem höchsten Erstaunen erfüllte. An diesem Tage wurde die ungeheure Mitgift bekanntgegeben."

Nicht einmal diese Mitgift war geeignet, die Abneigung der Liselotte gegen ihre Schwiegertochter zu besänftigen. Sie behauptete sogar in ihrem Briefwechsel, daß die Mitgift nicht einmal ausbezahlt wurde. Der König gab seiner Tochter zwei Millionen Bargeld, das Doppelte dessen, was er seinen beiden anderen Töchtern gegeben hatte. Der königliche Schatz, das heißt also das bis aufs Weißbluten ausgeplünderte französische Volk, hatte

die Zinsen der Mitgift so lange zu bezahlen, bis man eine Anlage gefunden haben würde. Außerdem erhielt die junge Herzogin eine Pension von hundertfünfzigtausend Livres jährlich und Schmuck, den Danjau auf sechsmalhunderttausend Livres schätzte. Beim Ableben Monsieurs, des Herzogs von Orleans, sicherte der König dem Herzog von Chartres eine Pension von zweimalhunderttausend Livres zu, außer den hundertfünfzigtausend, die er schon bezog. Endlich schenkte der König ihm die Wohnung im Palais Royal, damit er und seine männliche Nachkommenschaft dort eine Wohnung hätten, die der Größe ihrer Geburt entspräche. Das hinderte, wie gesagt, die temperamentvolle deutsche Fürstin am französischen Hofe nicht, sich in zahllosen Briefen an ihre deutschen Verwandten das Herz über die Schwiegertochter zu erleichtern, die ja in der Tat von den Grazien nicht begünstigt gewesen zu sein scheint.

Die Ehe, die unter so sonderbaren Umständen geschlossen wurde, war nicht glücklich. Der Herzog verlangte größere Freuden und

Reize, als sie ihm zu bieten vermochte. Man sagte, er habe nur deshalb ja gesagt, um dem alten, sittenstreng gewordenen König lästige Kapuzinerpredigten unmöglich zu machen. In der Tat konnte bei allem Selbstgefühl Ludwig XIV. seinem Neffen nicht gut von Seitensprüngen in der Ehe sprechen, wo doch die Frau dieses Neffen seine Tochter aus einem seiner zahlreichen Ehebrüche war.

Außer einer Anzahl unehelicher Kinder aus einem Liebesverkehr mit den Töchtern seiner getreuen Untertanen hatte Ludwig XIV. nicht weniger als dreizehn von seinen amtlich anerkannten Mätressen, Mlle. de Vallière, Mme. de Montespan und Mlle. de Fontanges. Acht waren jung gestorben. Es blieben ihm als liebendem Vater — die Kosten trug der Staat —: von der La Vallière die Prinzessin de Conti, von Frau von Montespan der Herzog von Maines, die Madame la Duchesse, der Graf von Toulouse und Mademoiselle de Blois, von deren Verlobung hier erzählt wurde. Sie alle wurden „legitimiert", d. h. es wurde ihnen der Mangel des mütterlichen Eherings

von dem königlichen Vater nachgesehen. Was die Kirche allenfalls daran auszusetzen gehabt hätte, wenn es Kinder minder hoher Erzeugung gewesen wären, wurde in diesem Falle begreiflicherweise mit dem Hermelinmantel der christlichen Nächstenliebe bedeckt.

Françoise-Marie de Bourbon, ebenfalls Mlle. de Blois genannt, war die zweite Tochter des Königs und der Frau von Montespan. Am 4. Mai 1677 geboren, wurde sie im November 1681 legitimiert; am 18. Februar 1692 mit dem Herzog von Chartres verheiratet, dem späteren Herzog von Orleans, Regent für den kleinen Ludwig XV.

Philipp von Chartres trug dem Schreiblehrer seiner Vormittage und dem Liebeslehrer seiner Nächte die Enttäuschungen seiner Ehe nicht nach. Die beiden Männer trennten sich nie wieder. Die Mutter des Herzogs, scharfsichtig wie alle Frauen, durchschaute den Freund und Berater ihres Sohnes, und sie beschwor ihn, „niemals diesen Spitzbuben Dubois zu beschäftigen“. Unter andern Liebenswürdigkeiten

schreibt sie zornig und besorgt nach Hause: „Er führt ihn ins Bordell.“ Man weiß, wie wenig es nützte. Niemals um ein Auskunftsmittel in Verlegenheit zu sein, dadurch bemächtigte er sich des Regenten. Daß er vor keiner Niedrigkeit zurückschreckte, daß Selbstachtung und Überzeugung inhaltslose Wörter für ihn waren, das befestigte und erhielt ihm die Herrschaft. Als Philipp von Orleans im Jahre 1715 Regent für den fünfjährigen Ludwig XV. wurde, begann der märchenhafte Aufstieg Dubois. Im Jahre 1716 wurde er kirchlicher Staatsrat, dann außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter für den Abschluß des Bündnisses mit England und Holland, den ersten großen Erfolg seiner staatsmännischen Laufbahn. Zum Lohne wurde er im Jahre 1717 Minister-Staatssekretär und Erzbischof von Cambrai. Michelet erzählt, daß der neue Kirchenfürst nicht ein Wort von der Messe wußte und Mühe genug hatte, sich hineinzufinden. Im Palais Royal veranstaltete er Proben des Messelesens, bei denen seine Leichtfertigkeit, seine Irrtümer, sein Zorn und seine

Flüche während der heiligen Handlung den Regenten und die übrigen Teilnehmer bis zum Krankwerden lachen machte.

Wie und mit welchen Mitteln er den heiß begehrten roten Hut erwarb, soll hier in den flüchtigsten Umrissen erzählt werden. Es gewährt auch so schon die packendsten Einblicke in die große Sittenkomödie, in der die unwissende Menge mit frommer Ehrfurcht, der Wissende aber seit jeher lachend mitspielte. Der Kardinal Mazarin, der es wohl wissen mußte, soll sterbend Ludwig XIV. geraten haben, niemals Kardinäle zu Ministern zu machen. Der Regent teilte diese Abneigung „wegen ihrer unbegrenzten Ergebenheit gegen den Papst, die sie vergessen macht, was sie dem König und dem Vaterlande schuldig sind". Er war deshalb nicht geneigt, den Wunsch seines Günstlings zu fördern, der sich entschloß, die Auszeichnung, die ihm die Politik versagte, für Geld zu kaufen.

Da der französische Gesandte am päpstlichen Hof ein gebrechlicher Greis und ein Schwachkopf war, sandte Dubois den Abbé

Lafitau nach Rom, einen jungen Gascogner Abenteurer, den er zum Bischof von Sisteron ernennen ließ. Dieser erkannte mit dem raschen Auffassungsvermögen seiner engeren Landsleute, daß der Handel mit Kardinalshüten eines der wenigen dem heiligen Stuhl in der Zeit der beginnenden Aufklärung gebliebenen Geschäfte war, und daß es wie jedes andere mit Geld und Schlauheit betrieben werden mußte. An beiden ließ er es nicht fehlen. Es ist selbstverständlich, daß das Geld vom französischen Volke bezahlt werden sollte. Der Kriegsruhm Ludwigs XIV. und die Plünderungen der Höflinge und Finanzleute hatten zwar das Volk so arm gemacht, daß es unmöglich schien, ihm noch mehr Geld auszupressen; geistlicher Ehrgeiz machte es möglich. Zunächst kaufte Dubois' Agent, der Bischof von Sisteron, den Neffen des Papstes, Kardinal Albani, durch ein Versprechen von 300 000 Livres, die an Kaufkraft mehr als zwei Millionen Goldfranken von jetzt gleichkommen mögen. Da die Sache trotzdem nicht vorwärts ging, versicherte sich der gewandte Vermittler der Dienste des Soh-

nes Jakobs II., des vertriebenen letzten englischen Königs aus dem Hause Stuart, der als Jakob III. einen verhungerten Hofstaat in Rom unterhielt und dort als eifriger Katholik geschätzt, als gänzlich mittellos lästig war. Der sonst so vorsichtige Dubois ließ sich bei der Nachricht von diesem neugewonnenen Verbündeten zu einer Unbesonnenheit hinreißen. Er sandte ihm die versprochene Vermittlergebühr von fünfzigtausend Skudi sogleich, welche Freigebigkeit die römische Habgier dermaßen aufregte, daß der Bischof von Sisteron, hinter dessen Rücken der Fehler begangen worden war, noch nach sechs Monaten darüber jammerte, wie man den Heiligen Vater durch Vorauszahlung reizen könne, statt das Geld nur zu zeigen, was das Vertrauen befestigt und den Eifer nur gesteigert haben würde. In der Tat forderte nun der Papst eine beträchtliche Summe auch für sich selbst, indem er seine Armut geltend machte. Der ehrgeizige Dubois begann ungeduldig zu werden; während er heute versprach, Papst und Kardinäle mit Geschenken zu überschütten — „Aufmerk-

samkeiten, Kupferstiche, Bücher, Juwelen, alle Arten von Werken des Kunstgewerbes, täglich etwas Neues", verspricht dieser glühende Liebhaber —, schreibt er morgen: „Der römische Hof ist ein Labyrinth, aus dem wir vielleicht nie herauskommen werden. Man zählt die empfangenen Dienste für nichts und verspricht nur, um neue zu empfangen; man verbraucht das Leben der Bewerber; es paßt sich weder für einen Mann mit fünf Sinnen, noch für einen, der auf Ehre hält, sein Leben in diesem Fegefeuer zuzubringen." Und dabei wußte er noch gar nicht, daß Clemens XI. entschlossen war, ihn überhaupt niemals zu befördern. Der Papst fürchtete die politischen Kardinäle, seitdem ihm der spanisch-italienische Alberoni übel mitgespielt hatte.

Noch ein widriger Zwischenfall schien seine Hoffnungen zu vernichten. Der Börsenschwindel der Mississippibank des Schotten Law brach zusammen, und indem er die letzten Reste des französischen Wohlstandes vernichtete, steigerte er das Mißtrauen des Papstes aufs höchste. Glücklicherweise fand der mit

allen Hunden gehetzte Lafitau ein Mittel, dem Papste zu zeigen, daß man zwar ein Volk völlig zugrunde richten, aber noch immer einen Sparpfennig für die eigenen Zwecke übrig behalten könne. Die Gattin Jakob Stuarts, des sog. Königs von England, war vor dem Entbinden. Lafitau bot dem Papste an, das unvermeidliche Taufgeschenk an seiner Statt zu schicken; zwanzigtausend Skudi sollten es sein und dreißigtausend für Se. Heiligkeit selbst. Allerdings unter der kleinen Bedingung, daß sich der Heilige Vater schriftlich zu der so lang erbetenen Gegengefälligkeit verpflichte. Der Vorschlag scheint das erschütterte Vertrauen zur Zahlungsfähigkeit des Geschäftsfreundes wiederhergestellt zu haben; und dies um so mehr, als Dubois, noch freigebiger, die Zusicherung von weiteren dreißigtausend für den Kardinal Albani hinzufügte, „zwanzigtausend bei der Unterzeichnung der Zusage des Papstes und zehntausend, sobald als der Wechselkurs weniger drückend stehen wird".

Wer die Sitten und Gebräuche Roms kennt, dem braucht nicht erst gesagt zu werden, daß

es keine Nebenpersonen in dieser Komödie gab, von den Kardinälen bis zu den Kammerdienern, die nicht ebenfalls den willkommenen Klang der Versprechungen und baren Anzahlungen vernommen hätten.

So viel frommes Tun brach endlich den Widerstand des Papstes. Er war leidend, als ihm der Stuart, Kardinal Albani und der Bischof von Sisteron aufwarteten und ihm die Nachricht von der Geburt eines Stuart — es war der letzte, Eduard — zu bringen. Sie bestürmten den Papst, er möge nun den Erzbischof von Cambrai zu seinem roten Hute und ihnen allen zu ihrem guten Gelde verhelfen. Der Bischof warf sich auf die Knie und rief mit Tränen in den Augen: „Sancte pater! Verbum vitae! Verbum vitae! (Heiliger Vater! Ein Wort des Lebens!)". Clemens XI. scheint sich erweichen zu lassen, er greift zur Feder und schreibt die so heiß begehrte Zusicherung. Es war ein Betrug, das Versprechen mit einer undurchdringlichen Dornenhecke von Wenn und Aber umgeben. Dubois hatte nicht scharfe Worte genug, es seinem Agenten klar zu ma-

chen, wie sehr er von Sr. Heiligkeit hinters Licht geführt worden war. Vor ganz Europa lächerlich, könne er nur wünschen, daß das Schriftstück von keinem Menschen gesehen und auf ewig vergessen werden möge. Nebenbei gesagt, ist es durch die Gunst glücklicher Umstände ebenso erhalten geblieben wie die übrigen Urkunden dieses Handels, und sein Inhalt, in Lemonteys „Geschichte Ludwigs XV." abgedruckt, rechtfertigt den Zorn des überlisteten Ministers.

Der Papst überlebte den gelungenen Streich nicht lange. Sein Tod vernichtete alles, was Dubois seit zwei Jahren mit so viel Mühen und Geldopfern aufgebaut hatte; aber es entmutigte ihn nicht, noch machte es ihn müde. Im Gegenteil. An Stelle einer schlau gedrehten Zusicherung eines Papstes beschloß er, sich den neuen Papst ganz und gar zu kaufen.

Er unternahm es also, den neuen Papst so wählen zu lassen, daß er seiner Mühen und seines Geldes sicher sein konnte. Auch dabei scheute er keine Unkosten des französischen Volkes. Um Frankreich beim Konklave mit

würdiger Pracht zu vertreten, entsandte er den Kardinal Rohan, den ebenso sittenlosen wie geistreichen Oheim des andern Rohan, der als Held der Halsbandgeschichte am Eingange der Revolution steht. Damit neben der würdigen Pracht die nichtswürdige Schlauheit nicht fehle, gab ihm Dubois als Gehilfen den Abbé Tencin, dem es gelungen war, den protestantischen Finanzmann Law zum katholischen Glauben zu bekehren; vom Pariser Parlamente des Betruges und der Simonie, des Kaufes kirchlicher Ämter, überwiesen, war er der geeignete Mann, die untergeordneten, aber keineswegs unwichtigen Bestechungen zu besorgen. Im Vatikan diente wie bisher der Kardinal Albani; es steigerte dessen Eifer, daß ihm von einem strengen Papst eine Verfolgung wegen der Gelder drohte, die er zu Lebzeiten seines Oheims Clemens XI. unterschlagen hatte. Man bestimmte zum Papst den Kardinal Conti, dessen vollkommene Nichtigkeit keine Opposition befürchten ließ. Er hatte sechs Päpste in seinem Hause, war alt, ungeheuer dick und schlief fast beständig; im Vatikan

hieß er nur der Schläfer. Nach seinem Tode erfuhr man, daß ihm die Hirnhaut an die Hirnschale angewachsen war. Es verhinderte nicht, daß die frommen Erwägungen der im Konklave versammelten Kirchenfürsten ihn als den geeignetsten Nachfolger Petri erkannten. Die Verpflichtung, Dubois zum Kardinal zu erheben, war diesesmal von dem vielgewandten Jesuiten Tencin verfaßt worden. Sie schien also volle Gewähr zu bieten. Als die Kardinäle sie ihrem Kollegen Conti zur Unterschrift vorlegten, konnten sie ihn daran erinnern, daß der Wahl der Päpste Innozenz IX., Alexander VIII. und Innozenz XII. ähnliche Abmachungen vorangegangen und vom Heiligen Geist genehmigt worden waren. Der alte Mann unterschrieb auch ohne viel Schwierigkeiten, und es konnte sohin am 8. Mai 1721 dem Volke die frohe Botschaft verkündet werden, daß es wieder einen Papst, Innozenz XIII., habe. Er scheint übrigens nicht ganz so beschränkt gewesen zu sein, wie seine Wähler erwartet hatten. Zumindest ist ein sehr gelungener Witz überliefert: Als sich ihm der Kardinal Rohan

zur Adoration näherte, empfing er ihn mit den Worten: „Ecce opus manuum tuarum! (Siehe hier deiner Hände Werk).“ Dem Abbé Tencin, den Lemontey den Makler auf dieser Börse nennt, schenkte er sein Kruzifix.

Der Kardinal Albani bekam die so mühevoll verdienten dreißigtausend Skudi, und auch der klägliche König Jakob III. und die übrigen Würdenträger wurden pünktlich bezahlt. Trotzdem waren die Agenten Dubois' noch keineswegs außer Sorge. Es scheint, daß die Kardinäle noch schlauer als sie gewesen waren. Lafiteau, der Bischof von Sisteron, beklagt sich in seinem Schreiben an Dubois bitterlich: „Ich habe die Kardinäle Ottoboni und Corradini mit Kleidern versorgt, damit sie ins Konklave gingen. Hätte ich nicht zweitausend Skudi aus meiner Tasche bezahlt, so hätten wir weder die Partei Albani noch das Haus Borromeo für den Kardinal Conti gehabt.“ Und drei Tage vor der Wahl schreibt er folgende Zeilen; sie werden wie den Empfänger auch die überraschen, die vor wenigen Wochen erfuhren, wie streng die zur Wahl versammelten

Kirchenfürsten von aller Welt abgeschlossen werden, damit ihr frommer Sinn, vor jedem weltlichen Einfluß bewahrt, nur vom Heiligen Geist gelenkt werde. „Wundern Sie sich nicht,“ schreibt er, „zu hören, daß ich nachts ins Konklave gehe, denn ich bin hinter das Geheimnis der Schlüssel gekommen und passiere regelmäßig fünf oder sechs Wachen, ohne daß man bemerken würde, wer es ist.“ Dem Sekretär des Papstes hatte Tencin vorhergesagt, daß ihm am Tage der ersehnten Beförderung die Vorsehung 500 Goldskudi zur Einrichtung seiner Zimmer schicken werde. Der ängstliche Dubois antwortet, Tencin habe sich geirrt, die Vorsehung werde tausend schicken. Nichts, was Hilfe verhieß, wurde vernachlässigt. Eine gewisse Marinaccia hatte auf den Herzog von Poli und den Papst den ganzen Einfluß des Geistes eines beliebten Freudenmädchens. Sie wurde auf Veranlassung Tencins vom Kardinal Rohan mit tausend Dukaten für die gute Sache gewonnen.

Aber während sich in Paris der Bewerber in Angst verzehrte, war sein Glück schon ent-

schieden. Am 17. Juli 1721 hatte sich der Papst seiner Verpflichtung entledigt. Die römische Kirche hatte einen Kardinal mehr, das französische Volk eine fressende Plage weniger. Grenzenlos war die Freude des neuen Kirchenfürsten, als er die Nachricht erhielt. Der Bischof von Sisteron teilte sie in einem Schreiben mit, worin er sagt: „Ich gestehe, daß ich von Spionen niemals besser bedient war. Meine Genugtuung über Ihre Beförderung gibt mir einen Vorgeschmack des Paradieses. Gott ist es, der hier die Hand des Herrn Kardinals von Rohan geführt hat."

Der Gott des Kardinals Rohan ließ sich seine Dienste teuer bezahlen. Der Zeitgenosse Barbier schätzte die Kosten auf 4 Millionen; Lemontey hat nach genauer Prüfung der Rechnungen im Ministerium des Äußern gefunden, daß dieser Kardinalshut Frankreich 8 Millionen Livres gekostet hat. Das ist um 4 Millionen weniger als der Mazarins, aber immerhin mehr als genug für einen Staat, der seinen Soldaten nicht mehr die Löhnung bezahlen konnte und die Offiziers- und Beamten-, ja sogar die Rich-

terstellen verkaufte, um Geld zu machen. Kein Wunder, daß die Pariser, als am 26. Juli der Kardinalshut ankam, das Ereignis mit bissigen Bemerkungen und Spottgedichten feierten, die dem Gefeierten die Freude der Erhöhung einigermaßen vergällt haben mögen. Auch genoß er die so mühevoll erworbene Ehre nicht lange. Schon nach zwei Jahren, am 10. August 1723, starb er an einem Halsleiden, als dessen Ursache seine Lebensführung galt. Das geringe Volk sagte, der Teufel habe ihn geholt und führte am offenen Sarg in der Kirche St. Honoré die bittersten Reden, was es allerdings nicht hinderte, noch siebzig Jahre lang fromm zu glauben und stumm zu dulden, bis endlich Ludwig XVI. für alle diese Sünden mit der großen Verbeugung, die den Kopf kostet, büßen mußte.

Unter den vielen Kardinälen, die vielleicht an den Teufel, aber gewiß nicht an Gott glaubten, war Dubois einer der ungläubigsten. Voltaire erzählt in seiner Geschichte des Jahrhunderts Ludwig XV., wie er noch auf dem Totenbette verstand, Gott um seinen Anteil zu prel-

len, indem er sich ersparte, in seinen letzten Augenblicken durch die Übungen der katholischen Religion ermüdet zu werden. Von den Ärzten verständigt, erinnerte ihn seine Umgebung, daß es Zeit für die letzte Ölung sei. Er behauptete, daß für Kardinäle eine besondere Zeremonie vorgeschrieben sei; er wisse es nicht, man möge nach Paris schicken den Kardinal de Bissy fragen. Während dies geschah, starb er. Voltaire sagte: „Wir lachten über seinen Tod, wie wir über sein Ministerium gelacht hatten. So war es der Geschmack der Franzosen, die gewohnt waren, über alles zu lachen." Andere behaupten, er habe das Zeremoniell, das hohen Kirchenfürsten bei der letzten Gelegenheit vorgeschrieben ist, nicht gekannt; deshalb habe er sich ihm entziehen wollen. Die eine wie die andere Auslegung ist bezeichnend für die Meinung, die die hohe Gesellschaft und das Volk von der Kirchlichkeit des Kardinals und vieler seiner Amtsgenossen hatten.

Der Regent überlebte ihn nur um wenige Monate. Er starb in den Armen einer seiner Mätressen, der Herzogin von Falari.

Auch sein Tod ist bezeichnend für die Art, wie in dieser Zeit, wo die Mächtigen wie Götter verehrt wurden, diese Mächtigen starben. Ausschweifungen aller Art und ihre Folgekrankheiten hatten ihn so heruntergebracht, daß der ganze Hof mit seinem Tode rechnete und die Aasvögel sich schon um die Beute der Nachfolge stritten. Es blieb ihm vielleicht nur der Herzog von Saint-Simon treu.

Von den Ärzten verständigt, hatte der Minister La Vrillière schon alles für den feierlichen Eid des Herzogs von Bordeau als Nachfolger vorbereitet. Dieser La Vrillière verdankte Orléans alles, was er war und was er hatte, und beides war nicht wenig. Das größte Einkommen zog er aus seiner Stellung als Minister der Staatsgefängnisse, fünfzigtausend lettres de caché, die berüchtigten Verhaftsbefehle ohne richterlichen Spruch, waren von ihm gezeichnet.

Am 2. Dezember, abends, erzählt Michelet nach zeitgenössischen Quellen, war der Herzog zu Hause. Es war sechs Uhr, um sieben Uhr sollte er beim König sein, um mit ihm zu arbei-

ten, hatte also noch eine Stunde Zeit. Er sagte zu seinem Kammerdiener: „Geh schaun, ob Damen da sind, mit denen man plaudern kann.“ „Frau von Falari ist da.“ „Laß sie eintreten!“ Die Herzogin von Falari war seine neueste Flamme. Sie hatte einen sehr schäbigen Gesellen geheiratet, Neffen eines Kardinals, der ihn zum Herzog von Falari gemacht hatte. Seine Sitten waren schändlich, er verabscheute die Frau, schlug sie, verließ sie und ließ sie Hungers sterben. Der Regent trank gerade irgendeinen Heiltee. Er ließ sie zu sich setzen und fragte sie scherzend: „Glaubst du, daß es eine Hölle und ein Paradies gibt?“ „Ohne Zweifel.“ „Dann bist du recht unglücklich mit dem Leben, das du führst.“ Sie antwortete: „Aber Gott wird Mitleid mit mir haben.“ Er wurde nachdenklich, neigte sich zu ihr hin und stützte seinen Kopf auf ihre Brust, sank immer mehr, ward starr; er war tot. Auf ihr Geschrei kam niemand. Die Höflinge und die Diener hatten geglaubt, er sei schon zum Könige gegangen. Kein Mensch war im Hause. Es dauerte beinahe eine halbe Stunde, bis Hilfe

kam. Dann versuchte man allerlei Mittel, die Falari benützte das Gedränge, um zu flüchten; er war ja tot! Alles ging seiner Wege und der Palast wurde so einsam, wie er gewesen war.

Der ganze Hof war bei Monsieur le Duc, dem Herzog von Bordeaux, dem neuen Herrn huldigen, während der frühere, in einen Teppich seines Salons eingewickelt, einsam und verlassen lag . . .

Von demselben Verfasser erschienen:

BANKLEUTE UND BÖRSENSPIELER VOR ZWEITAUSEND JAHREN

Ein Beitrag zur Sittengeschichte.

237 Seiten.
Drei Masken Verlag, München.
Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 2.50

*

MORGENDÄMMERUNG

Bilder aus dem Wien, das war, das ist und das wir schaffen wollen.

298 Seiten.
Anzengruber-Verlag, Wien.
Preis S 2.—

*

DAS GOLDENE KALB

Ein Roman aus der Geldwelt.

198 Seiten.
Wiener Volksbuchhandlung F. Skaret — Dr. R. Danneberg, Wien VI, Gumpendorferstraße 18.
In Ganzleinen geb. M. 2.50

Lion Feuchtwanger

JUD SÜSS

Roman. 50. Tausend. Umschlagbild von Otto Nückel
8⁰. 611 Seiten. Brosch. M. 6.—, Ganzleinen M. 7.50

F. vermag es, aus der Gestalt des genialen Finanzjuden Süß in logisch zwangsläufigem, aber artistisch lebendigem, romanhaft gesteigertem Aufbau eine Welt, eine Zeit, ein Stück Geschichte zu entwickeln. Die unerhört fleißig geförderten, plastisch geschilderten Details sind niemals Selbstzweck; die ziselierende Beschreibung kleinstädtischer, bäurischer, höfischer, ghettohafter Sitten niemals „Einlage". Eine fabelhafte Verteilung der stofflichen Potenzen hält diesen monumentalen Roman im Gleichgewicht... Den großen Aufbau erfüllt Lion Feuchtwanger mit reichster Bildhaftigkeit; und dieses große Können wird gespeist von erfinderischer Phantasie und klug durchdringender Geschichtsanschauung; so gibt er einen in seiner Art vollendeten historischen Roman. Otto Zarek „Das Tagebuch"

*

Oskar Maria Graf

WIR SIND GEFANGENE

Autobiographie. Umschlag von Walter Marcuse. 8⁰
745 Seiten. Brosch. M. 12.—, Ganzleinen M. 15.—

Diesen Band habe ich binnen zwei Tagen gelesen. Es war mir unmöglich, abzubrechen. Nicht allein die Kapitel aus der Münchner Revolutionszeit, die schon vielfach gerühmt wurden, haben eine gewaltige Kraft. Ebenso stark haben mich frühere Teile des Werkes: die leidvollen Jahre, in denen sich der unberatene, bettelarme Junge ins Leben hineintastet. Deutsche Autobiographien sind meist unleidlich durch ihr Weltanschauungsgerede. Hier aber wird gar nicht geredet, nur ausgesagt und dargestellt, mit der ergreifenden ‚Kunstlosigkeit' eines Menschen, der nicht an seinen Stil zu denken braucht, weil seine großartige Wahrhaftigkeit ihn vor jedem Fehlgriff bewahrt. Jedes Wort sitzt, einfach weil es wahr ist, es herrscht die nackte mächtige Tatsache. Jemand erzählt hier die ganze Wahrheit über sich selbst; wenn er Schlechtigkeiten begangen hat, so sagt er es auch und macht nicht einmal Halt vor dem Peinlichen, dem Blamabeln, das jeder „Arrivierte" so gern vergißt. Bruno Frank